

Deutsche Schulausgaben
Herausgegeben von Dr. J. Ziehen

Nr. 120

Das Deutschtum im Auslande

Ein Quellen- und Lesebuch zur Einführung
in das Verständnis des Auslanddeutchtums

Von

Dr. Julius Ziehen



Verlag von L. Ehlermann
Leipzig Dresden Berlin

Vorwort.

Der Plan zu dem vorliegenden Quellen- und Lesebuche über das Auslandsdeutschtum ist in den ersten Monaten des Weltkrieges gefaßt worden, als das Andringen einer stets wachsenden Übermacht von Feinden mit zunehmender Sicherheit erkennen ließ, daß für das Schicksal unseres Vaterlandes eine Stunde von nie zuvor erreichter Schwere geschlagen habe; die Sammlung und Sichtung des Stoffes fiel in die unvergeßlich schönen und hoffnungsfrohen Tage, die infolge der schier übermenschlich großen Leistungen unserer Heere und ihrer Führer den Gedanken der Möglichkeit eines für uns siegreichen Kriegsausganges immer festere Gestalt gewinnen sahen; und nun muß der Abschluß des kleinen Buches unter dem Eindruck eines Zusammenbruches aller Zukunftspläne und aller Zukunftserwartungen erfolgen, wie ihn die Weltgeschichte in so furchtbar gewaltigem Umfange und mit so bitterem Mißverhältnis zwischen Schuld und Schicksal noch nie an einem Volke sich hat vollziehen sehen. Ob es nach dieser tragischen Wendung unseres großen nationalen Erlebens, die das einheimische Deutschum an den Rand des Abgrundes geführt hat, überhaupt noch Sinn hat, dem Auslandsdeutschtum seine Gedanken zuzuwenden? Ob nicht zum mindesten alles, was in diesem Buche in der Erwartung kommender besserer Tage zusammengestellt ist, nun, da diese besseren Tage uns versagt zu sein scheinen, ohne Schaden für die Erziehung unseres Volkes im allgemeinen und unserer Jugend im besonderen der Vergessenheit anheimgegeben werden könnte? So offen ich geteue, diese Fragen vor mir selber aufgeworfen und sie mit sorgenschwerem Sinnen immer wieder überdacht zu haben, ebenso bestimmt und zuversichtlich darf ich, gerade weil ich die Auseinandersetzung mit ihnen gewiß nicht leicht genommen habe, erklären, daß ich sie meinerseits nach bestem Wissen und Gewissen nur mit einem entschiedenen Nein beantworten kann und daß ich auch andere für dieses entschiedene Nein gewinnen zu können hoffe. Die innere Berechtigung aber zu solcher Stellungnahme glaube ich diesen Erwägungen entnehmen zu dürfen: mag unser heimisches Deutschum durch die Art des bevorstehenden Friedenschlusses auch noch so schwer, ja bis ins innerste Mark hinein getroffen und gefährdet werden, den Glauben an seinen Wert und an seine — wenn es denn so sein soll — Wiederauferstehungskraft kann sich nach meiner Überzeugung nur rauben lassen, wer — und dazu unter irriger Beurteilung der Schuldfrage — allein durch den nummehrigen, ganz sicher mit fremder Schuld mehr als mit unserer eigenen belasteten Endausgang des Krieges seine Schätzung unseres Volkstums bestimmen läßt und dazu noch obendrein vergißt, daß



der nötige Läuterungsprozeß in unserem nationalen Leben bereits mit aller Macht und mit hoffentlich stets steigender Wirkung eingeleitet hat. Und zum Vergessen der Entwicklung, die unser Deutschtum im Auslande vor dem Kriege genommen hat, und der Haltung, die wir im Inlande gegenüber dieser Entwicklung beobachtet haben, — zu einem solchen Vergessen liegt erst recht kein Grund vor; denn ein bedeutungsvolles und im höchsten Grade lehrreiches Stück Geschichte unseres Volkstums ist es, was uns da entgegentritt, und je näher wir dies Stück Geschichte — ehrlich und ohne Schönfärberei! — ins Auge fassen, desto besser und nachhaltiger wird die Lehre sein — wird sie es sein vor allem in bezug auf die schweren Schäden, die der Entwicklung und der Förderung des Auslandsdeutschtums aus so zahlreichen üblen Gebrechen unserer inneren staatlichen Zustände in fernerer wie in näherer Vergangenheit erwachsen sind. Ein durch fürchtbar schweres Unglück geläutertes Deutschland wird hoffentlich die Kraft und die Einsicht haben, künftig solche Schäden zu vermeiden. Wie sich der Wiederaufbau unseres Auslandsdeutschtums in den uns jetzt bevorstehenden harten Zeiten gestalten wird, das vermag heute kein Mensch zu sagen, aber daß wir an diesen Wiederaufbau herangehen müssen, steht außer Zweifel, und ebenso sicher ist, daß wir dabei geleitet sein müssen von einer klaren Einsicht in früher begangene Fehler, die auch unserer Haltung in innerpolitischen Fragen nur aufs entschiedenste zugute kommen kann.

Und so soll denn dies im Herbst 1914 froh begonnene, jetzt im Gefühl ernster Fassung gegenüber dem Unabänderlichen zu Ende gebrachte Büchlein seinen Weg in die Schule und in die Öffentlichkeit nehmen, so sehr es auch damit rechnen muß, daß die oben erörterten Fragen ihm von gar vielen Seiten entgegengebracht und von mehr als einem zunächst wohl auch in anderem Sinne beantwortet werden, als es hier von mir geschehen ist. Auch in dem erhofften siegreichen Deutschland hat es keine Stoffsammlung werden wollen, die einer selbstzufriedenen Betrachtung unseres Volkstums hätte Vorschub leisten können, sondern es war auch für ein solches Deutschland vor allem als ein Mahner zum Bekämpfen nationaler Fehler und zum Bessern unser politischen Zustände gedacht: in dem besiegten Deutschland, dem wir nun ohne niederdrückenden Kleinmut die Treue halten wollen, wird ihm diese Aufgabe des Mahners vielleicht noch leichter werden. Möchte es in diesem Sinne wirken — kein Buch, bequem zum Lesen und mißverständlich aufzufassen als ein dem Sonderkapitel „Auslandsdeutschtum“ gewidmeter Ausschnitt eines erdkundlichen Lehrbuches, sondern ein Buch, das nicht ohne Aufwand von Mühe und eigener geistiger Arbeit durchgearbeitet sein will, um dem Benutzer das zu geben, was es anstrebt: eine Einführung in die Bedingungen des deutschen staatlichen und des deutschen Kulturlebens, an deren Vorhandensein das Schicksal unserer Volksgenossen im Auslande nach der Seite des Erfolges wie nach der Seite des Fehlschlages hin gebunden ist.

Inhaltsverzeichnis.

I. Allgemeiner Teil.

	Seite
1. Die deutsche Kultur und das Auslandsdeutschtum. Von Friedrich Paulsen	1
2. Der Wert des Auslandsdeutschtums für das Mutterland. Von E. Hauptmann	6
3. Die Unbeliebtheit der Deutschen im Auslande. Von Carl Peters	11
4. Deutscher Frost. Von Gustav Freytag	12
5. Die deutsche Frau im Auslande. Von L. Nießen-Deiters	14
6. Das Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz vom 22. Juli 1913. Von Fritz Stier-Somlo	17
7. Wilhelm Stricker und die Anfänge der Erforschung des Auslandsdeutschtums. Von Julius Ziehen	19
8. Der Verein für das Deutschtum im Auslande, seine Geschichte und seine Aufgaben. Von Alfred Geiser	30
9. Vom Deutschenhaß im Auslande	33
10. Theobald Fischer. Von Max Georg Schmidt	34
11. Die Bedeutung der deutschen Presse im Auslande. Von M. Bernath	37
12. Die deutsche Mission im Auslande. Von Karl Paul	41
13. Zur Eröffnung des deutschen Auslandsmuseums in Stuttgart. Von Geh. Rat von Reichenau	43

II. Besonderer Teil.

14. Das Verhältnis des österreichischen Deutschtums zur Gesamtnation. Von Karl Lamprecht	45
15. Das Deutschtum in Süd-Tirol. Von Karl Vormeng	47
16. Die Deutschen Siebenbürgens. Von Oscar Canstatt	50
17. Der deutsche Wohltätigkeitsverein von St. Petersburg. Von A. von Randow	53
18. Das Deutschtum in den Ostseeprovinzen. Von A. von Engelhardt	56
19. Das Deutschtum an der Wolga und in Süd-Rußland	58

20. Die Kulturarbeit des Deutschtums in Rumänien. Von Karl Reissenberger	60
21. Steins Urteil über die Mitwirkung der Deutschen bei der Wiederherstellung des befreiten Griechenlands	62
22. Christoph Philipp Oberkampff	62
23. Peter Schneider	64
24. Die klassische Zeit der deutschen Diplomatie in Rom. Von Friedrich Noack	65
25. Das Deutschtum in Rom. Von Friedrich Noack	67
26. Deutsche Arbeit in Ägypten. Von Friedrich Becker	69
27. Das Deutschtum in Britisch-Südafrika	70
28. Die ersten Anfänge des Deutschtums in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Julius Göbel	74
29. Zur Geschichte des Deutschtums in Spanien. Von Schmidt- Weißenfels	77
30. Eine Festrede zu Indianapolis. Von Hermann Lieber	82
31. Die Deutschamerikaner im politischen Leben der Vereinigten Staaten. Von Rudolf Cronau	87
32. Des deutschen Volkes verlorene Söhne als Angelsachsen. Von Friedrich Grosse	90
33. Johann Jakob Astor	92
34. Das Germanische Museum bei der Harvard-University. Von Friedrich Paulsen	94
35. Kurzer Umriss der Geschichte der deutschen Einwanderung in Texas. Von L. F. Lafrenz	95
36. Das Deutschtum in Süd-Brasilien. Von Franz Giesebrecht	101
37. Das Deutschtum in Japan	103
38. Die deutsche Einwanderung in Australien. Von Wilhelm Mönckmeier	106
Anmerkungen	109

I. Allgemeiner Teil.

1. Die deutsche Kultur und das Auslandsdeutschtum.

Von Friedrich Paulsen.

(Aus Paulsens Einleitung zum „Handbuch des Deutschtums im Auslande, nebst einem Adreßbuch der deutschen Auslandsschulen, 2 Kartenbeilagen und 5 Kartenskizzen. Herausgegeben vom Allgemeinen Deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande.“ Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Berlin 1906, Dietrich Reimer (Ernst Wohsen), S. XXI ff.).

Hat das deutsche Volk in einem überchwänglichen Maße die geistigen Güter der anderen großen Kulturnationen aufgenommen und sich angeeignet, so hat es nicht minder, um die Sache mit einem dem wirtschaftlichen Verkehr entlehnten Wort zu bezeichnen, einen Bildungsexport aufzuweisen, wie er doch wohl von keinem anderen Volke seit den Tagen des hellenistischen Griechentums erreicht worden ist. Vor allem nach dem Osten. Es hängt mit der Tatsache zusammen, daß das deutsche Volkstum selbst in breiten Strömen über die Grenzen des Reichs in die östliche Welt sich ergossen hat, der Ostseeküste folgend in die baltischen Länder, dem Lauf der Donau folgend in die Länder des Hauses Habsburg. Die Bewohner all dieser weiten Gebiete sind durch die Vermittlung der deutschen Bildung in das europäische Kulturgebiet hineingezogen worden, das ganze 17., 18. und noch das 19. Jahrhundert hindurch sind, wie Militärs, Staatsmänner, Techniker und Handwerker, so Gelehrte, Professoren, Lehrer, Erzieher in Scharen nach dem Osten gewandert und haben deutsche Wissenschaft und Bildung und alle guten Künste angebaut. Die Folge ist, daß bis auf diesen Tag die deutsche Sprache im Osten, so wenig ihr jetzt dort vielfach Liebe und Dankbarkeit entgegengebracht wird, die unentbehrliche Vermittlerin für den geistigen Verkehr ist.

Aber auch nach den anderen Richtungen hat Deutschland fruchtbarste Anregungen ausgestrahlt; so nach dem Norden, wo die skandinavischen Länder durch die Reformation in den Bannkreis deutschen Geisteslebens hineingezogen wurden.

Das nachbarliche Dänemark konnte im 18. Jahrhundert, durch die deutschen Herzogtümer auch politisch mit Deutschland verknüpft, beinahe für ein Außenland deutscher Literatur und Bildung angesehen werden. Und im 19. Jahrhundert haben deutsche Philosophie und Dichtung den beiden westlichen Nationen die Anregungen zurückgegeben, die sie zuvor von ihnen empfangen hatten.

Endlich hat im letzten halben Jahrhundert deutsches Wesen jenseits des Ozeans eine neue Stätte gefunden, in Nordamerika, wo Millionen unserer Landsleute sich selber und deutscher Sprache und Bildung eine neue Heimat gegründet haben. Nirgends vielleicht findet deutsche Sprache, deutsche Wissenschaft, deutsches Geistesleben gegenwärtig außerhalb der eigenen Grenzen so freie und dankbare Anerkennung und Würdigung als bei der großen Nation, die drüben als jüngste unter den Kulturnationen entstanden ist. Vor allem dürfen die deutschen Universitäten mit stolzer und dankbarer Freude auf die Saaten blicken, die dort aufgehen und schon zu reifen beginnen, es ist Geist von ihrem Geist, der dort gedeiht. So hat das deutsche Wesen durch Geben und Empfangen eine Art Allgegenwart in allen Ländern der europäischen Kultur, eine Allgegenwart, die übrigens schon beim Eintritt der Deutschen in die Geschichte zur Zeit der Völkerwanderung gleichsam vorbedeutet und vorbereitet worden ist; haben doch alle modernen Kulturvölker durch die Überschwemmung mit kriegerischen Wandervölkern germanischer Herkunft eine starke Legierung mit deutschem Blute erfahren.

Und mit dieser Allgegenwart des Deutschtums hängt nun noch eine Tatsache zusammen, die hier Erwähnung verdient, die Tatsache, daß kein Volk der Erde in solchem Umfange und in solcher Tiefe sprachliche und geschichtliche Studien getrieben hat wie das deutsche. Die Sprachen und Literaturen aller Völker sind von Deutschen erforscht, vielfach so, daß die Forschung in der eigenen Heimat beinahe als ein Ableger der deutschen Forschung betrachtet werden kann. Und ebenso ist die Geschichte aller Völker von Deutschen erforscht und beschrieben worden, wieder oft so, daß diese Völker selbst die deutschen Darstellungen als mustergültig anerkennen. Ein Zeugnis für die überragende Bedeutung der deutschen Wissenschaft in dieser Richtung ist es, daß Jünger der Wissenschaft aus allen Ländern auf die deutschen Universitäten ziehen, um sich hier in die philologisch-historischen Studien auf allen Gebieten einführen zu lassen. Bildet nun die letzte Aufgabe aller philologisch-historischen

Forschung, mit W. von Humboldt zu reden, die Erkenntnis des Menschen oder der Menschheit, die in den vielen Völkern und Zeiten ihr Wesen entfaltet, stellt die Geschichte gleichsam das durch die Wissenschaft erarbeitete Selbstbewußtsein der Menschheit dar, so wäre auch hierdurch unsere Formel gerechtfertigt: Deutsche Bildung — Menschheitsbildung.

Ist es vermessend, von hier aus in der konfessionellen Spaltung des deutschen Volkes etwas wie eine Fügung der Vorsehung zu erblicken, bestimmt, diesem Volke eine Universalität auch des religiösen Lebens zu geben, wie sie kein anderes der großen Kulturvölker hat? Alle übrigen bilden in der Hauptsache auch kirchliche Einheiten. Das deutsche Volk ist durch den Unterschied der Konfessionen mitten durchgeteilt; es hat in dieser Zwiespältigkeit, so bittere Früchte ihm daraus erwachsen sind, doch auch die Voraussetzung für eine Freiheit und Innerlichkeit, wie sie so keinem anderen Volke gegeben ist.

Und nun die Folge aus alledem: es ist von unermesslicher Wichtigkeit, daß die deutsche Geistesbildung und die deutsche Sprache, ihr herrliches Gefäß, in ihrer Weltstellung auch in Zukunft erhalten bleiben. Eine Einschränkung, ein auch nur relatives Zurückgehen gegenüber anderen, an Ausbreitung wachsenden Sprachen und Kulturen wäre ein Verlust nicht nur für unser Volkstum, sondern auch für die Sache der Menschheit. Wer für die Erhaltung und Ausbreitung der deutschen Sprache arbeitet, der steht mit seiner Arbeit zugleich im Dienste der Menschheit: das nationale Interesse ist zugleich ein Menschheitsinteresse. Der christlich-moderne Kulturkreis, der die östliche und westliche Welt umschließt, kann des Elements deutscher Sprache und Bildung, als eines allgegenwärtigen und alldurchdringenden, nicht entraten, ohne an Kraft und Reichtum geistigen Lebens empfindlichste Einbuße zu erleiden. Hierdurch wird zugleich für die Deutschen im Auslande der Einklang zwischen den Pflichten gegen das politische Gemeinwesen, dem sie angehören, und gegen ihre deutsche Nationalität hergestellt.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Aufgabe durch die Begründung des Deutschen Reiches schwieriger, aber zugleich dringender geworden ist. Ist dadurch einerseits das deutsche Nationalgefühl, innerhalb und außerhalb der Grenzen des Reichs, gesteigert, so ist andererseits Argwohn und Feindschaft der Nachbarnationen hervorgerufen worden. So lange Deutschland bloß ein geographischer Begriff, nicht eine politische Macht war, wurde das Deutschtum draußen als politisch neutral und ungefährlich ertragen. Jetzt wird

es vielfach, vor allem im Osten, als ein Aggressives und Bedrohliches empfunden. Bei Russen und Polen, Magyaren und Tschechen, überall erhebt sich das lebhafter gewordene Nationalgefühl gegen das Deutschtum, in dem es eine Gefahr, in dessen Geltung es eine Demütigung sieht.

Angeichts dieser Sachlage wird es die Aufgabe der Deutschen draußen sein: einerseits gegen den wachsenden Druck mit wachsender Energie sich ihre Nationalität zu wahren, andererseits sich durch keine Herausforderung zu abenteuerlichen politischen Bestrebungen verleiten zu lassen, vielmehr durch ihre unzweifelhafte Loyalität die Gutgläubigen unter den Gegnern zu entwarnen. Es gilt, politische Treue gegen den Staat, dem sie angehören, mit der Treue gegen ihr Volkstum und ihre Sprache zu verbinden. Das dies verträgliche Dinge sind, daß beide Pflichten im Grunde daselbe von ihnen fordern, das ist die Überzeugung, womit sie zunächst sich selber, dann ihre Umgebung durchbringen müssen. Die Deutschen in Österreich-Ungarn erweisen der deutschen Sache den größten Dienst, wenn sie ihrem Heimatstaate Treue erweisen; jede Bestrebung, die auf eine Auflösung der Nachbarstaaten, auf eine Angleichung an das Deutsche Reich gerichtet ist, stellt sich, und so wird sie von edem einsichtigen Reichsdeutschen empfunden, zugleich als Bedrohung der Sicherheit des Reichs und als Schädigung für die deutsche Nationalität dar. Andererseits gilt freilich nicht minder, daß die Deutschen draußen, wenn sie für ihre Nationalität eintreten und ihr treueste Anhänglichkeit bewahren, ihrem politischen Vaterlande damit einen großen, wenn auch im Augenblick verkannten Dienst tun. Und sie werden die Hoffnung nicht fahren lassen dürfen, daß einmal wieder eine Zeit kommen wird, wo dies auch von den anderen Nationalitäten anerkannt wird. Diese werden sich nicht immer der Erkenntnis verschließen, daß der Quell lebendiger Bildung, der auch ihr Leben durchströmt, aus dem deutschen Geistesleben seine stärksten Zuflüsse erhält und daß darum die Verdrängung des Deutschtums aus ihren Grenzen und die Absperrung gegen deutsche Sprache und Bildung ungefähr das Schlimmste ist, das sie selber sich antun können.

Ich lebe überhaupt der Hoffnung, wenn ich auch ihre Erfüllung zu erleben nicht erwarte, daß die europäischen Nationalitäten, die sich jetzt so sinnlos hassen, einmal wieder dahin kommen werden, innerhalb desselben politischen Gemeinwesens sich zu vertragen, ja ihr Nebeneinander als Bereicherung ihres Lebens zu empfinden. Worauf beruht die große, das äußerliche Gewicht des kleinen Landes so

weit übertreffende kulturelle Bedeutung der Schweiz? Doch darauf, daß hier Bruchteile von drei großen Kulturnationen zu einer innigen, nicht bloß politischen Gemeinschaft zusammengeschlossen sind. Worauf beruht das mächtige Aufsteigen der nordamerikanischen Union? Ist dabei nicht auch der Umstand in Anschlag zu bringen, daß die hier entstandene neue Nation dem Mute und dem Geiste nach einen Auszug aus der Gesamtheit der europäischen Kulturnationen darstellt?

In Amerika fehlt es so wenig als in der Schweiz an der Einsicht in diese Verhältnisse. Die Tendenz zur Unterdrückung der „anderen“ Nationalitäten, die in anderen Ländern zu rücksichtsloser Gewalttat oder zum Kriege aller gegen alle führt, ist hier unbekannt. In Amerika wie in der Schweiz ist die Empfindung, daß die polyphone Kultur die kräftigere und reichere sei, weit verbreitet; sie tritt in der spontanen Neigung hervor, durch mehrsprachige Schulbildung der Jugend soweit als möglich Anteil daran zu sichern, wie darauf Prof. A. Brandl kürzlich für Amerika hingewiesen hat.

Setzt sich in den Vereinigten Staaten ein „Übervolk“ im großen Stile durch, ein Volk, das alle Kräfte der alten Kulturnationen in neuer Zusammensetzung vereinigt, dem Zweisprachigkeit eigentlich selbstverständliche Forderung der Schulbildung ist: dann wird für unsere östlichen Nachbarvölker auch die Zeit kommen, wo sie auf die Bestrebungen ihrer deutschen Mitbürger, sich ihre deutsche Sprache und Bildung zu erhalten, mit anderen Augen sehen werden als jetzt.

Bis diese glücklichen Tage anbrechen, hat der „Deutsche Schulverein“ die große und schöne Aufgabe: die Reichsdeutschen zu mahnen und zu sammeln, ihre Pflicht gegen ihre Sprach- und Kulturgenossen im Auslande zu erfüllen, die Deutschen im Auslande zu ermutigen und zu unterstützen, daß sie nicht müde werden, ihr Deutschtum auch unter allerlei Drangsal und Kampf sich zu bewahren, endlich, wenn möglich, die anderen Nationen zu überzeugen, daß diese Bestrebungen nicht aus feindlicher Gesinnung gegen sie hervorgehen und nicht eine Gefahr für sie enthalten, sondern der Erhaltung höchster Kulturgüter dienen wollen, die allen Völkern gemeinsam sind, daß sie der großen Idee einer Völkergemeinschaft vorarbeiten wollen, die von dem deutschen Volke eben, um seiner eigentümlichen zentralen Stellung willen, doch wohl lebhafter erfährt worden ist als von den anderen, strenger nationalisierten Völkern. Die größte Zeit deutschen Geistes, das ganze Zeitalter Kants und Herders, Goethes und Schillers lebt in dieser Idee.

In diesem Sinne wünschen und hoffen wir, daß ein Wort Schillers zur Wahrheit wird: „Die deutsche Sprache, die alles ausdrückt, das Tieffte und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist: unsere Sprache wird die Welt beherrschen“ — nicht natürlich als Universalsprache, aber als ein überall gesuchtes, gekanntes, geschätztes Gut.

2. Der Wert des Auslanddeuthtums für das Mutterland.

Von E. Hauptmann.

(Aus E. Hauptmann, Nationale Erbfunde. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage, Straßburg i. E. 1915; Friedrich Vull, Verlagsbuchhandlung, S. 44 ff. Getürzt).

Schiffe und Aabel und Kapital arbeiten da draußen in aller Welt unseren Waren, unserem Namen voraus und bereiten uns die Wege. Doch kostbarer noch als sie, kostbarer als die Güter alle, die auf unseren Handelsschiffen auf dem Meere schwimmen, ist das Letzte, was wir betrachten müssen: Unser eigenes Blut, die abgepresngten Splinter vom Baume unseres Volkes, das Deuthtum im Auslande.

Das deutsche Volk ist im Laufe seiner Geschichte so oft heimgesucht worden wie selten eins. Nicht genug, daß emde Heere seine Saaten zerstampften, seine Städte und örfer niederbrannten und beinahe das Letzte an Geld und Gelbeswert hinaus schlepten aus deutschen Landen; as deutsche Volk trug dazu noch jahrhundertlang eine cetig blutende, nie sich ganz schließende Wunde an seinem tolsen Leibe: Fast unaufhörlich floß der Strom der deutschen Auswanderung.

Der unbezähmbare Wandertrieb, der schon die Germanen der Völkerwanderung ruhelos machte, hat zu allen Zeiten in ihm gearbeitet. Am stärksten aber ist er gewesen seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Etwa 6 bis 7 Millionen Menschen kehrten im Verlaufe dieses einen Jahrhunderts der Heimat den Rücken und suchten sich jenseits des Meeres ein neues Vaterland. In den Jahren 1870 bis 1890 sind ungefähr 2 Millionen ausgewandert, im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts nur noch eine halbe Million. Noch heute haben wir alljährlich einen Verlust von durchschnittlich 25 000 Volksgenossen zu verzeichnen.

Die Not ist in der Regel der Bundesgenosse des deutschen Wandertriebes gewesen. Wenn Mißernte und Hungerstot

über das deutsche Land hereinbrachten (besonders 1816—17 und 1846—47), schwoß der Strom der Auswanderung zu erschreckender Stärke an. Wenn der Deutsche glaubte, zu Hause nicht mehr so frei, wie er es verlangte, seines Glaubens leben zu können, oder wenn ihm die Regierungsart nicht gefiel, ließ er hinter sich, was ihn bisher beglückt hatte, und suchte in der Fremde reicheres Brot, schrankenlosere Freiheit, größeren Raum für seine Betätigung. Viele sind dann im fremden Lande nicht nur Bürger geworden, sondern haben auch jedes Band der Zugehörigkeit zur Heimat durchschnitten, so daß oft nur noch ihre Namen, Gestalt und Haarfarbe vom alten Vaterlande reden. Sehr viele aber haben auch in der Fremde ihre Sprache festgehalten und pflanzen sie sorglich und treu in ihren Kindern weiter. Andere endlich sind auch in der Fremde Angehörige des Deutschen Reiches geblieben, stehen dort unter deutschem Schutze. In allerjüngster Zeit hat man ihretwegen ein Gesetz geschaffen, das ihnen die Erhaltung ihrer Staatsangehörigkeit erleichtern soll.

Die halbe Welt müssen wir an uns vorüberziehen lassen, wenn wir nach den Wohnsitz dieser Deutschen in der Zerstreuung forschen. Es wohnen in Österreich 9 500 000, Ungarn 2 500 000, Schweiz 2 500 000, Niederlanden 5 200 000, Rußland 1 700 000, Luxemburg 220 000, England 100 000, Italien 50 000, Rumänien 50 000, Bosnien 30 000. Das sind zusammen beinahe 23 Millionen Deutsche, mit den Reichsdeutschen zusammen wohnen also heute wohl 82 Millionen Deutsche in Europa. Dazu kommen dann weiter in den außereuropäischen Erdteilen auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika 12 000 000, Kanada 360 000, Mexiko 5000, die Westindischen Inseln 5000, das übrige Mittelamerika 20 000, Brasilien 440 000, Argentinien 60 000, Chile 20 000, das übrige Südamerika 17 000, Südasien 50 000, Nord- und Ostasien 82 000, Britisch Südafrika 565 000, Ägypten 12 000, das übrige Afrika 10 000, Australien und Neuseeland 110 000, die Südpazifikinseln 3800. Das ergibt also eine weitere Summe von 13 741 800, so daß die Deutschen der Erde die stattliche Zahl von rund 95 Millionen erreichen. Deutschland ist also größer und volkreicher als das Deutsche Reich. Dieses umfaßt den Kern des deutschen Volkes, dem nur verhältnismäßig wenig Land gegönnt ist. Deutschland liegt in aller Welt, wo Deutsche leben und arbeiten.

Auch andere Völker ließen in alter und neuer Zeit die wanderlustigen und überschüssigen Menschenmassen hinauszuziehen in die Welt, aber sie sahen sie meist auch wieder-

lehren, reich geworden — oder enttäuscht von der Fremde. Nur unser es Volkes Wanderlustige blieben in der Regel draußen hängen. Sie hielten den Boden fest, auf den sie einmal ihren Fuß gesetzt hatten. War's Troz? War's Scham, wieder heimzukehren? War's Freude am neuen Besitz, am Ergebnis ihrer Arbeit? Was es auch war, un- vergessen blieb doch den meisten die alte Heimat, das Vater- land. Selbst ihre Kinder und Kindeskinde träumten und träumen noch vom Lande ihrer Väter. Viele von ihnen führen einen harten Kampf um ihre Sprache, um die Er- haltung ihrer völkischen Art. Wenn die Zeitung stolze Kunde vom Reiche der Deutschen in Europa, von deutscher Kraft und Tat durch die Welt trägt, schlägt ihnen das Herz hoch und stolz, dann schaut ihr Auge frei um sich, dann leuchtet ihnen vom Antlitz das erhabene Gefühl: Ich bin ein Deut- scher. Wir daheim sind oft unzufrieden, wir schelten und nörgeln viel und haben immer etwas auszuweisen an dem, was uns wurde. Wir erkennen viel lieber das Fremde an, loben jede fremde Tat über Gebühr und beachten kaum, was bei uns Großes geschieht. Unsere Brüder draußen aber saugen durstig, glücklich jedes kleine Wort vom deutschen Ruhme in sich und bewahren es in liebender Seele wie einen kostbaren Schatz. Wenn ihnen ein deutsches Kriegs- schiff den Flaggengruß entbietet, dann ist das ein hohes Fest für sie: „Es erinnert uns daran,“ sagen sie, „daß da drüben an der Nordsee ein mächtiges, kriegsstarres Volk wohnt, welches den Frieden will, aber für den Krieg jeder- eit gerüstet ist. Die Flotte des großen Deutschen Reiches mag gegenüber derjenigen unserer Vettern jenseits des Danals klein sein an Zahl der Schiffe, auch an Zahl der Mannschaften, aber sie ist groß bezüglich der Qualität dieser Besatzung, vom höchsten Admiral bis zum einfachsten Ma- trosen. Mit Stolz zeigen wir dieses Schiff und diese Männer unserer heranwachsenden Jugend und sagen: Seht, das ist ein Stück des Deutschen Reiches, vom Lande eurer Väter, auf das ihr stolz sein könnt. Vergesst darum nie, daß das deutsche Blut, welches in euren Adern rinnt, euer kostbarstes Gut ist. Lebt und handelt stets so, daß ihr dieser eurer Abstam- mung Ehre macht, dann wird man euch achten, wo es auch sei.“

Sollten wir so treue Blutsverwandte vergessen? Muß nicht ihre Sorge auch die unsere sein? Denkt nicht jede Familie mit doppelter Liebe derer, die das Schicksal in die Fremde verschlug?

Aber wer so kalten Herzens ist, daß er die nicht zu lieben vermag, die mit so treuer Liebe, mit so hohem Stolge an

uns hängen, wird doch rechnen, nachrechnen können, was sie für uns, für unseren Handel, für unsere Stellung und unsere Geltung in der Welt bedeuten. Zu- nächst zwar bedeuten die dauernd Verlorenen einen großen Verlust für uns. Der größte Schatz eines Volkes ist die Zahl seiner tüchtigen Menschen. Nun, unter den deutschen Auswanderern sind gewiß auch Abenteurer gewesen, die wir gern ziehen sehen konnten. Weit aus die Mehrzahl aber waren tüchtige, willenskräftige, strebsame Menschen. Was sie im Vaterlande gelernt haben, entziehen sie uns, um es einem fremden Volke zuzuführen. Sie nehmen uns ihre schaffenden Hände und bereichern damit einen anderen Staat, vielleicht einen unserer Mitbewerber um den Welt- markt (Vereinigte Staaten von Nordamerika). Was sie an Geld und Geldeswert ihr eigen nannten, bringen sie einem fremden Volke zu, verringern unser Volksvermögen und ver- größern ein fremdes. Damit müssen wir uns abfinden.

Und doch bedeuten die Deutschen in der Zerstreuung auch heute noch Geld, Reichtum, Kraft für uns, wenn sie sich ihre Sprache, ihre Anhänglichkeit ans alte Vaterland erhalten. Sie beziehen mit Vorliebe deutsche Waren. Wo im Auslande die deutsche Zunge klingt, wo deutsche Sitte, deutscher Geschmack herrschen, da sehnt man sich nach Kunde aus der alten Heimat, und Träger dieser Kunde sind die deutschen Waren. Da gleitet die Hand der deutschen Frau besonders liebevoll über den Stoff, den die verlassene Heimat gesendet, und der deutsche Mann sieht mit warmen Blicken auf seine deutschen Geräte. Neben diese Dinge ihnen doch vom Lande ihrer Sehnsucht und ihres Stolzes, daß sie oder ihre Väter einst leicht, hoffnungsfreudig, vielleicht sogar etwas verächtlich gelassen haben, um erst in der Fremde zu erfahren, wie sie mit tausend unzerreißbaren Banden an dieses Land gebunden sind . . .

In der Zukunft werden wir die Auslandsdeutschen wohl noch mehr brauchen als heute. Wir haben gesehen, wie wir von Jahr zu Jahr mehr Nahrungsmittel und Rohstoffe vom Auslande kaufen und Waren dorthin verkaufen müssen, wenn unser Volk in der bisherigen Weise leben will. Wo aber unsere Volksgenossen sitzen, ist uns der Warenabsatz sicher, da können uns die Fremden nicht so rasch vertreiben.

Unser sind also die Deutschen in der Zerstreuung durch Geblüt und Gemüt, durch Sprache und Neigung, unser auch durch ihre Arbeit für uns.

Was kö n n e n , was m ü s s e n wir für sie tun? Denke niemand, daß wir sie zur Untreue gegen ihr zweites Vater-

land verleiten wollen. Sie und ihre Kinder sollen treue Bürger des Staates sein, der sie aufgenommen hat ohne Hinterhalt, ohne unlautere Nebenabsichten. Sie dienen aber dieser neuen Heimat mindestens ebenso sehr, wenn sie unsere Waren kaufen, als wenn sie Fremde begünstigen.

Wenn wir ferner für die Erhaltung ihrer Sprache sorgen, entfremden wir sie ihrem neuen Vaterlande nicht und bedrohen nicht dessen Bestand. Ja, wir leisten ihm einen Dienst: Durch den Mund der Auslandsdeutschen lernen die fremden Völker die geistigen Güter unseres Volkes kennen. Deutsche Schulen im Auslande bereichern daher uns wie den Fremden zum Heile. Schon gibt es über tausend deutsche Schulen in den verschiedensten Ländern der Welt, während es 1870 nur wenig mehr als fünfzig waren. . . . Und doch stehen wir auf diesem Gebiete noch weit hinter anderen Völkern zurück. Engländer, Amerikaner, Franzosen arbeiten seit vielen Jahrzehnten mit großer Fähigkeit und unter großen Opfern an der Ausbreitung ihrer Sprache in aller Welt. In vielen Orten verdanken sie ihre Erfolge ihren Schulen. Namentlich für ihre Missionschulen haben sie eine weit offene Hand, während die deutschen Missionschulen oft schwer um ihr Dasein kämpfen müssen. Die Bedeutung der Missionen für die Verbreitung unserer Sprache und die Erweiterung unseres Handels wird noch lange nicht genügend eingesehen bei uns. Die Union sendet Lehrer nach Rio de Janeiro, nach Buenos Aires: sie opfert gewaltige Summen für die amerikanischen höheren Schulen in China und macht den jungen Chinesen ihre eigenen Hochschulen zugänglich — und sie tut dies sicherlich nicht aus reiner Menschenliebe, sondern in der klaren Erkenntnis, daß sie damit ihrem Handel nützt. Ein Franzose schrieb kürzlich: „Auf der durch deutsches Kapital und deutsche Baumeister erbauten anatolischen Bahn müssen alle Beamten Französisch können. Welch bewundernswertes Element unserer Handelsmacht!“ Die zukünftige Stellung jedes Volkes hängt auch davon ab, wieviele Menschen der Erde seine Sprache sprechen. Heute reden etwa 120 bis 130 Millionen englisch, 90 Millionen deutsch, 50 Millionen französisch. Die deutsche Auslandsschule ist daher schon lange nicht mehr ausschließlich ein Mittel zur Erhaltung der Sprache der Auslandsdeutschen. Sie muß auch in die Länder eindringen, in denen uns zwar keine Brüder wohnen, die aber in Bildung und Kultur noch weit zurück sind und fremder Bekehrer bedürfen. Hier sollen sie mit unserer Sprache unsere Kultur und unsere Waren verbreiten helfen. So-

lange wir nicht genügend Landkolonien besitzen, sind die Menschenkolonien unsere wichtigsten Helfer in der Welt.

3. Die Unbeliebtheit der Deutschen im Auslande.

Von Carl Peters.

(Aus Dr. Carl Peters, Lebenserinnerungen, Hamburg 1918, Risch'sche Verlagsbuchhandlung, S. 71 f. Getürzt.)

Es ist . . . unwahr, daß dieser Krieg (der Weltkrieg von 1914 ff.) in erster Linie aus kolonialem Wettbewerb entstanden sei. Gerade umgekehrt, ist die Unbeliebtheit der Deutschen auf der Erde, welche diesem Riesenkampf zugrunde liegt, zum großen Teil aus der Tatsache entstanden, daß wir nicht schon längst genügenden Elbogenraum hatten und unsere bedürftige Auswanderung demnach fortwährend Fremden aufhalten mußten. Dies habe ich zum Teil selbst miterlebt.

Die deutschen Proletarier strömten von Jahr zu Jahr ins Ausland und fielen teilweise gleich der ausländischen Armenpflege zur Last. Zum Teil machten sie der fremden Arbeit das, was sie unlauteren Wettbewerb nannte. Der deutsche Arbeiter unterbot sie und drängte sie aus Brot und Stelle. Oder der deutsche Handlungsbesessene erschieben und machte ebenfalls, was die westlichen Völker unlauteren Wettbewerb nannten. Er arbeitete oft ganz für umsonst, lauschte den Fremden ihre Geschäftsgeheimnisse ab und setzte dann neben ihnen ein Konkurrenzhaus auf. Darüber klagte man in Nordamerika, in Großbritannien und in Frankreich. Sicherlich auch in anderen Ländern. Es kann keine Frage sein, daß der deutsche Wettbewerber teilweise auch fleißiger und geschulter war als der einheimische und daß dies den Haß vermehrte. In England erhob sich schon von Anfang dieses Jahrhunderts an diesem zudringlichen Wettbewerb gegenüber der Ruf: „The british office for the british clerk“ (Das britische Büro für den britischen Kommis), und damit begann recht eigentlich die heutige Deutschenhege auf der Erde.

Ganz ähnlich war es mit dem deutschen Warenvertrieb. Auch hier war sehr oft kein ehrlicher, sondern ein unlauterer Wettbewerb durch billiges Unterbieten der Preise und, wie sie klagten, durch verheimlichte Kunstgriffe. Also, nicht weil wir uns eigene Kolonien anlegten und ausbauten, entstand

ein allgemeiner Haß auf der Erde, sondern weil wir dies nicht taten und fremde Ansiedlungen für unsere kleinen Zwecke ausbeuten wollten. . . Das stete Erntenwollen, wo man nicht gesät hat, ist am Ende zu verteuftelt verstimmt, als daß es noch klug genannt werden könnte. Jedenfalls macht es weder den einzelnen, noch ganze Völker beliebt in der Fremde.

4. Deutscher Trost.

Von Gustav Freytag.

(Nach dem Abdruck im 10. Jahrgang 1911 der Zeitschrift für Deutsche Kunde „Deutsche Erde“, Gotha, Justus Perthes, S. 53 f. Der Aufsatz erschien erstmals in dem 12. Jahrgang 1869 des Rigaschen Almanachs.)

Ist den Lesern des „Almanachs“ bekannt, was die Völker mit fremden Sprachen spottend und verachtend „deutschen Trost“ nennen? Wenn ein Wanderer von Räubern überfallen und bis auf das Hemd ausgezogen wird und wenn der Beraubte dann, wehmütig seine Blöße betrachtend, sagt: „Es ist nur gut, daß sie mir wenigstens das Hemd gelassen haben“, so ist das ein deutscher Trost. Wenn eine Feuersbrunst dem Landwirt seinen Hof verzehrt, Borräte und Vieh, so daß nichts übrig bleibt als das Hundehaus und der Hund Karo, so wird als deutscher Trost verlacht, wenn der Abgebrannte sich vor die Hundehütte stellt und, den Karo streichelnd, spricht: „Es ist mir doch lieb, daß du mit deiner Hütte übrig geblieben bist.“ Wenn ein Schiff gestrandet ist und die Geretteten zerstreut und verzweifelt an fremder Küste ihr Schicksal bejammern, dann ärgert der Deutsche seine Leidensgefährten wohl durch die Worte: „Es ist ein wahres Glück, daß wir mit dem Leben davon gekommen sind.“ Diese Genügsamkeit, welche im Unglück gern das zusammenrechnet, was von den Trümmern früherer Glückes gerettet ist, welche in jeder Lebenslage die erträgliche Seite herauszufinden sucht und die Ansicht hervorzuheben liebt, daß es noch viel schlechter sein könnte, als es ist, solche Auffassung des irdischen Lebens hat bei anderen Nationen seit Jahrhunderten für eine lächerliche Eigenschaft der Deutschen gegolten, und der Engländer, der Franzose haben hochmütig auf eine Geduld herabgesehen, welche ihnen für schwächlich und unmännlich galt.

Auch in den Schicksalen der deutschen Nation kam diese Eigenschaft zutage. Als vor zwei Jahrhunderten durch den

Dreißigjährigen Krieg die Volkskraft der Deutschen gebrochen war, als die Kriegsfurie, Seuchen und Hunger zwei Dritteile der Bevölkerung und mehr als drei Vierteile der Nutztiere, des Hausrats, des Vermögens und der Häuser vernichtet hatte und als damals das deutsche Reich ohnmächtig daniederlag, eine Beute der Franzosen und Schweden, unter der strengen Tyrannei kleiner Landesherren, selbst damals suchte die arme deutsche Seele sich noch mit dem zu trösten, was ihr geblieben war, zuweilen mit dem Besitz der ehrlichen deutschen Grobheit, die sich aber nur selten gegen die mächtigen Fremden und die gewaltigen Regierungen heranzuwagen, und dann mit der schönen deutschen Sprache, die doch viel reicher und inniger sei als das Französische und dabei ganz unverständlich für die Fremden. Ja noch in unserem Jahrhundert hat die deutsche Nation sich in ähnlicher Weise getröstet und ist wegen solchem bescheidenen Selbstgefühl von den Fremden gehöhnt worden. Die Deutschen saßen in dem großen Räte der Nationen politisch machtlos, ohne Kolonien, ohne Flotte, immer noch ärmer als ihre Nachbarn im Westen. Wenn der Engländer, der Franzose sich seines großen Staates rühmte, dann hing sich das Selbstgefühl der Deutschen an die heimische Poesie und Wissenschaft, und er beruhigte sich über seinen Mangel an politischer Geltung mit dem Gedanken: „Haben wir doch eine edle Literatur, um die uns alle anderen Völker beneiden können, mächtige Geister, freie Forscher, wenn wir auch sonst nicht machtvoll und besonders frei sind.“ Auch damals nannte der Fremde höhrend die Deutschen ein Geschlecht von Professoren und Stubengelehrten, denen erlaubt sein solle, die Quadratur des Kreises zu suchen und über Sein und Nichtsein zu philosophieren, die sich aber bescheiden müßten, in Politik und Staat ohne Geltung zu sein.

Seit einigen Jahren aber hört man merkwürdigerweise in Deutschland diese bescheidene Resignation nicht mehr aussprechen, und die Fremden haben aufgehört, die deutsche Nation ein Volk von Stubengelehrten zu schelten. Es scheint also doch, daß die Deutschen mit ihrer heimischen Weise, sich zu trösten, nicht ganz übel gefahren sind und daß ihre Gewandtheit, sich auch im Unglück häuslich einzurichten und dem unvermeidlichen Schicksal die beste Seite abzugewinnen, sie gar nicht verhindert hat, um eine Besserung ihrer ungenügenden Verhältnisse männlich zu ringen.

Und deshalb soll man von der deutschen Art, einen Trost für alles zu finden, nicht gering denken. Denn im letzten Grunde ist solche Tröstung nichts anderes als der

Ausdruck eines dauerhaften, standhaften und fröhlichen Gemüts, welches im Kampfe mit der Außenwelt nicht zweifeln will und in der Stille der eigenen Fähigkeit vertraut, sich auch durch das Unglück durchzuschlagen. Das Schicksal hat dem Deutschen für seinen Kampf auf der Erde ein offenes und warmes Herz, Sinn für Billigkeit und Gerechtigkeit und nicht zuletzt eine beharrliche Tatkraft mitgegeben, Freude an der Arbeit und Stolz auf treue Pflichterfüllung. Diese Eigenschaften haben ihm, auch wo er unter andersdenkenden Menschen wohnt, überall eine Bedeutung gesichert, welche durch nationale Abneigung, z. B. der Franzosen und Amerikaner, nicht vermindert werden konnte. Fragt nach den besten Arbeitern in großen englischen Geschäften und den Handwerksstuben Londons und Newyorks: es sind Deutsche, die unternehmendsten und solidesten Häuser in Mittel- und Südamerika sind deutsche Firmen. Der gewissenhafte Hauslehrer, der intelligente Wirtschaftsinспектор in der Fremde sprechen deutsch. Und überall, wo der Deutsche unter ungünstigen Verhältnissen in der Fremde ausdauert und zum Nutzen der Fremden wie zum eigenen tätig ist, erweist er dieselbe mutige, geduldige und zutrauensvolle Betrachtung der Welt, welche sich durch Unglück nicht brechen, durch Schwierigkeiten und Misserfolge nicht verderben läßt und welche das Gute, das dem Manne geworden ist, lieber in Rechnung bringt als die Verluste, die er erleiden mußte.

Was aber dem Deutschen sein Gemüt kräftig erhält und ihn tüchtig, geduldig und siegreich macht unter anderen Nationen, das ist der goldene Schatz seiner Sprache und Sitte, diese letzten und höchsten Güter des einzelnen wie eines Volkes; wer diese sich fest bewahrt in Unglück und Not, der hat ein Recht, dem tröstenden Freunde die Hand zu drücken und mutig zu sagen: „Es könnte noch schlechter sein.“ Denn wir dürfen vertrauen, er wird dauerhaft und männlich das Seine dazu tun, daß es mit ihm besser werde.

5. Die deutsche Frau im Auslande.

Von L. Niessen-Deiters.

(Aus dem Buche „Die deutsche Frau im Auslande“. Von L. Niessen-Deiters. Berlin 1913, E. Fleischel & Co. Gekürzt.)

Gewiß: die Fremde, das Leben im Auslande, meißelt die Persönlichkeit. Aber die Heimat bildet die Rasse aus, und Rasse und Persönlichkeit stehen in untrennbarer Wechsel-

wirkung. Ohne das starke und klare Zusammengehörigkeitsgefühl zu Heimat und Rasse, zu Nation und Volk, geht auch die kräftigste Persönlichkeit rettungslos in fremdem Volkstum unter.

Nationalgefühl haben heißt aber nicht: Chauvinist sein. Nichts ist lächerlicher als der Demonstrant, der sich in fremdem Land eine Kokarde an den Hut steckt, schreit, prompt seine Prügel bezieht und dann weinend zum Kabi läuft. Demonstrationen sind in den meisten Fällen nur schädigend und überdies — ohne ganz besondere einzelne Anlässe — geschmacklos. Ehrliches Nationalbewußtsein hat Achtung vor fremdem Nationalbewußtsein und setzt sich besser in praktische Taten um als in zweckloses Geschrei. Ehrliches Nationalbewußtsein vermeidet aber auch jene andere Lächerlichkeit, zu der wir Deutschen leider das allerstärkste Talent haben: aus lauter Bewunderung des Fremden und aus lauter Unterwürfigkeit schlechte Ausländer zu werden, anstatt gute Deutsche zu bleiben. Ganz sicher schadet unserem Ansehen draußen nichts mehr als diese vertrackte Neigung, Dinge nachzuahmen, die dem fremden Volke natürlich und zuträglich sind, weil sie sich mit ihm und an ihm entwickelt haben, die uns Kindern eines anderen Landes und einer anderen Entwicklung aber lediglich zum Narren macht. Schlimmer noch, die uns verführt, feinere und edlere Kulturwerke gegen zufällige Außerlichkeiten eines uns vielleicht nicht einmal ebenbürtigen Volkes zu vertauschen.

Gerade die deutsche Frau kann sich aber in dieser Hinsicht außerordentlich nützlich machen, wenn sie, die dem draußen arbeitenden männlichen Kameraden recht eigentlich erst die Heimat mit hinausbringt, nun auch das hütet und hochhält, was für die Erhaltung des Deutschtums draußen am wichtigsten ist: Sprache und sittliche Anschauungen!

Möchte doch die deutsche Frau — bei aller praktischen Notwendigkeit von Sprachkenntnissen! — einsehen lernen, daß das nicht schon „Bildung“ ist, wenn man etwa so vielerlei Sprachen beherrscht wie ein Oberkellner in einem mittleren Rivierahotel! Die Kenntnis dessen, wie sich die Dinge — also auch die Völker — dieser Welt gebildet und entwickelt haben, wie sie geworden und gewachsen sind, das ist Bildung. Und aus diesem einfachen Grunde kann nur der Halbgebildete seine Nationalität zugunsten einer kindischen Nachäffererei verleugnen.

Wenn alle deutschen Mütter draußen in der Welt mit ihren Kindern deutsch sprächen, anstatt, wie das leider Gottes so oft der Fall ist, zum Spott der Landesfinder deren Sprache

mit ihren eigenen Kleinen zu radebrechen, der deutschen Sache geschähe ein Dienst von ungeheurer Tragweite! Es können Verhältnisse eintreten, unter denen es für den Auslandsdeutschen zweckwidrig, unmöglich oder über die Leistungsfähigkeit nach irgendwelcher Richtung hinausgehend ist, reichsdeutsch zu bleiben. Ebenso kann sich für Frauen und Mädchen durch Beruf und Heirat die Notwendigkeit oder der Zwang einer Naturalisation ergeben. Das sind Fragen einer praktischen Notwendigkeit, denen mit idealen Forderungen herzlich schlecht beizukommen ist. Aber man kann — obwohl naturalisiert und treuer Untertan des Adoptivlandes — in Sprache und Denken deutsch bleiben, und das ist das Wichtigere!

Weiter: Sprache nicht nur jede deutsche Mutter mit ihrem Kinde deutsch, hielte sie nicht nur deutsches Denken und deutsche Sitte wach, sondern bevorzugte auch jede deutsche Haus- und Berufsfrau draußen, soweit das irgend möglich und verständlich ist, deutsche Ware und deutsche Erzeugnisse vor der Einfuhrware fremder Länder: es wäre nicht nur ideell, sondern bei der starken Bedeutung gerade der Frau als Verbraucherin, auch praktisch ein ungeheurer Nutzen für unsere gemeinsame Heimat und damit für das Deutschtum in der ganzen Welt! Freilich scheint das eine weitgehende Forderung — so selbstverständlich sie an sich auch ist —, solange wir noch im Lande selbst fortwährend die Narrheit begehen, ein Ding lieber zu kaufen, wenn es vom Auslande eingeführt ist oder wenn auch nur ein beider Verkäufer uns klar macht, irgendein gut deutsches Fabrikat käme aus Gott weiß welcher fremden Stadt. Aber vielleicht ist eine gründliche Reform auf diesem Gebiete der Auslandsdeutschen vorbehalten, die sich ja draußen selbst überzeugen kann, inwieweit die angebliche Überlegenheit des außerdeutschen Fabrikates, der außerdeutschen Ware tatsächlich besteht und inwieweit deutsche Ware in Wirklichkeit konkurrenzfähig und konkurrenzüberlegen ist. Die deutschen Beamtinnen, die Frauen der Gesandten, Konsuln, Lehrer, Pfarrer und so weiter können — und müssen! — da mit gutem Beispiel vorangehen.

6. Das Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz vom 22. Juli 1913.

Von Fritz Stier-Somlo.

(Aus Fritz Stier-Somlo „Grund- und Zukunftsfragen deutscher Politik“, Bonn 1917, V. Marcus und E. Webers Verlag [Dr. jur. Albert Ahn], S. 137 ff.).

Das Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz vom 1. Juni 1870 hatte im ersten Absatz seines § 21 bestimmt, daß Deutsche, die das Reichsgebiet verlassen und sich zehn Jahre lang ununterbrochen im Auslande aufhalten, dadurch ihre Staatsangehörigkeit verlieren. Die bezeichnete Frist wird von dem Zeitpunkt des Austritts aus dem Reichsgebiet oder, wenn der Austrittende sich im Besitze eines Reisepapiers oder Heimatscheins befindet, von dem Zeitpunkte des Ablaufs dieser Papiere ab gerechnet. Sie wird unterbrochen durch die Eintragung in die Matrikel eines Reichskonsulats. Seltsam genug war diese Vorschrift zustande gekommen! Von allen deutschen Staaten hatte Preußen zuerst die Militärdienstpflicht eingeführt, dagegen kannten die übrigen deutschen Staaten, die im Deutschen Bunde vereinigt waren, nur das System der Stellvertretungen. So mußte Preußen befürchten, daß seine Untertanen, um sich der Militärdienstpflicht zu entziehen, in die umliegenden Bundesstaaten auszuwandern würden, um erst dann in die Heimat zurückzukehren, wenn das Lebensalter eine Einstellung in das Heer nicht mehr zuließ. Aus diesem Grunde ist in dem sogenannten preussischen Indigenatsgesetz vom 31. Dezember 1842 der § 23 geschaffen worden. Er setzte fest, daß preussische Untertanen, die ohne Erlaubnis nach dem Auslande auswanderten und nicht binnen zehn Jahren zurückkehrten, ihrer Eigenschaft als Preußen verlustig gingen. Für die anderen deutschen Staaten war aber diese Bestimmung nicht bindend, und sie erkannten deshalb den Verlust der Untertanenschaft nicht an. So kam es in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts zwischen den verschiedenen Bundesstaaten zu zahlreichen Schwierigkeiten wegen staatenloser Personen. Aber auch diese selbst wurden oft jahrelang hin- und hergeschoben und in Gefängnishaft gehalten. Man einigte sich schließlich in dem Gothaer Vertrag vom 15. Juli 1851 u. a. auf die Bestimmung, daß sich jede Regierung verpflichtet, ihre vormaligen Angehörigen, auch wenn sie die Untertanenschaft nach der inländischen Gesetzgebung verloren haben, solange, als sie nicht dem anderen Staate

nach dessen eigener Gesetzgebung angehörig geworden sind, auf Verlangen des anderen Staates wieder zu übernehmen. Nach der Errichtung des Norddeutschen Bundes waren die Verhältnisse ganz anders gelagert, da die Wehrpflicht durch Bundesgesetz festgelegt wurde. Trotzdem enthielt der preussische Entwurf eines Staatsangehörigkeitsgesetzes, der in Session 1868/69 vorgelegt wurde, wieder die gesetzliche Bestimmung des Verlustes der Staatsangehörigkeit durch Zeitablauf. Der Entwurf kam nicht zur Erledigung. Im Jahre 1870 wurde nun ein neuer Entwurf eines Bundesangehörigkeitsgesetzes dem Reichstage des Norddeutschen Bundes vorgelegt, der diese Bestimmung ebenfalls enthielt. Die liberale Partei wollte den Verlust der Staatsangehörigkeit durch Zeitablauf nur mit dem Zusatz der Erwerbung einer fremden Staatsangehörigkeit annehmen. Die verbündeten Regierungen lehnten aber den Zusatz ab, weil sich Unzuträglichkeiten daraus ergäben, wenn die Fortdauer der Staatsangehörigkeit eines im Auslande befindlichen Deutschen nicht durch Urkunden, sei es die Eintragung in die Matrikel eines Konsuls, sei es den Besitz von Pässen und Reisepapieren, festgestellt wird. Man glaubte, die Härte dieser Bestimmung dadurch auszugleichen, daß man die Renaturalisation erleichterte, derart, daß Deutsche, welche ihre Staatsangehörigkeit durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande verloren haben und demnächst in das Reichsgebiet zurückkehren, die Staatsangehörigkeit in demjenigen Bundesstaate erwerben, in welchem sie sich niedergelassen haben. Sie brauchen bloß ein Gesuch einzureichen, und die höhere Verwaltungsbehörde hat die Aufnahmeurkunde auszufertigen. Auch bestand ja immerhin die Möglichkeit der Unterbrechung jenes Zeitablaufes. So ist der § 21 des Staatsangehörigkeitsgesetzes entstanden.

Auf die Aufhebung dieser Vorschrift, die uns jährlich unzählige Reichsangehörige entfremdet und entzogen hat, war ein sehr eindringliches wissenschaftliches und politisches Bemühen abgerichtet. Man wies darauf hin, daß keine große Nation der europäischen und amerikanischen Welt die Staatsangehörigkeit durch Zeit verloren gehen läßt. Die Bestimmung hatte in der preussischen Gesetzgebung ihren guten Grund, aber sie paßte nicht mehr für das Deutsche Reich. Kein großer Staat kann seine im Ausland wohnenden Angehörigen stillschweigend von sich abschütteln, wenn sie nicht selbst, aus eigener Initiative, durch die Erwerbung einer ausländischen Staatsangehörigkeit den Wunsch zu erkennen geben, die staatsrechtliche Verbindung mit ihrer früheren

Heimat zu lösen. Aber die Bestimmung ist auch höchst unpraktisch. Wenn auch das Deutsche Reich gesetzlich bestimmt hat, daß man durch den zehnjährigen Aufenthalt im Auslande oder durch die Entlassung auf Antrag seine Staatsangehörigkeit verliert, so kann der Staat, in dem sich die betreffende Person aufhält, immer erklären: solange sie nicht eine andere Staatsangehörigkeit erworben hat, ist sie Deutscher und muß von der Heimat übernommen werden. Aber erst nach 43 Jahren (!) gelang es, die Vorschrift in dem Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz vom 22. Juli 1913 zu beseitigen, mit einer Begründung, die schon seit Jahrzehnten hätte durchgreifen müssen: die Annahme, daß das Band der Nationalität zwischen dem Vaterlande und einem Deutschen, der sich zehn Jahre hindurch ununterbrochen im Auslande aufgehalten hat, tatsächlich gelöst sei, konnte als zutreffend nicht mehr gelten, da seit dem Bestehen des Reichs das deutsche Nationalgefühl beständig gewachsen ist, da die Ausbreitung des deutschen Außenhandels, der deutschen Schifffahrt und aller Verkehrsmittel die Ausgewanderten in engerer Beziehung zur Heimat hält als früher und da der kräftige Schutz, den Deutschland seinen im Auslande lebenden Angehörigen gewährt, die Zugehörigkeit zum Vaterlande als ein wertvolles Gut erscheinen läßt. Das vom Gesetze den Auswanderern zur Abwendung des Verlustes der Staatsangehörigkeit an die Hand gegebene Mittel der Eintragung in die Konsulatsmatrikel hat im großen und ganzen verlagert, da von diesem Mittel teils aus Unkenntnis, teils aus Saumseligkeit nur ein verhältnismäßig sehr geringer Gebrauch gemacht wurde. So hat die Nichterfüllung einer bloßen Formalität den Verlust wertvoller Elemente zur Folge gehabt, darunter auch solcher Personen, die im deutschen Heere gedient, ja sogar an dessen Feldzügen teilgenommen haben. Das anerkennt nun die amtliche Begründung des neuen Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetzes!

7. Wilhelm Stricker und die Anfänge der Erforschung des Auslandsdeutchtums.

Von Julius Ziehen.

(Aus dem Vereinsblatt des Vereins für das Deutschtum im Auslande, Heft 30, Jahrgang 1916, Berlin und Leipzig, Hermann Hilgers Verlag; unter mehrfachen Abänderungen. Gefürzt.)

Wilhelm Stricker wurde am 7. Juni 1816 als Entel des um das geistige Leben, vor allem das Schulwesen,

seiner Heimatstadt hochverdienten Seniors Wilhelm Friedrich Fußnagel geboren. Noch während seiner Frankfurter Gymnasialzeit lernte er die Männer und die Stimmungen kennen, die in den Jahren 1836 und 1837 den „Geographischen Verein“, nach dem Pariser und dem Berliner als dritten in der Reihe solcher Gesellschaften, und die „Gesellschaft für Frankfurts Geschichte und Kunst“ entstehen ließen. Während seiner ersten, zu Dresden verbrachten Studenzeit trat ihm alsdann die Frage des Auslandsdeutschums zum erstenmal greifbar vor die Augen: auf einer Ferienreise im August 1835 kam er bis nach Prag. „Die Nationalitätsverhältnisse Böhmens waren damals die folgenden. Kam man vom Riesengebirge her, so bildete die Nier die Sprachgrenze. Jenseits derselben herrschte das Tschechische. Prag war damals eine durchaus deutsche Stadt; der Fremde war nie des Tschechischen bedürftig. Die Regierung des Fürsten Clemens Lothar Metternich hatte richtig erkannt, daß der Status quo der Nationalitätsfrage in Österreich ein noli me tangere sei.“

Völlig neue und andersartige Eindrücke brachte dem jungen Frankfurter sodann die Zeit, die er von 1836 bis 1838 als Student zu Göttingen verlebte. Einseitige Enge des Horizonts hätte weder der Naturanlage noch der bisherigen Entwicklung Strickers entsprochen, das Schicksal war ihm aber besonders freundlich, als es ihm in Göttingen neben Fachlehrern wie Langenbeck, Berthold, Weber und Wöhler auch Persönlichkeiten wie die beiden Grimms, Dahlmann und Gervinus vor die Augen treten ließ: ein ganzes Programm frohen Bekennens zur Pflege des Deutschums war durch diese letztgenannten Namen bezeichnet, und ihre Träger konnten an innerer Bedeutung für Stricker nur gewinnen, als in dem auf das hundertjährige Jubiläum der Hochschule folgenden Winterhalbjahre 1837 die schmählische Vertreibung der „Göttinger Sieben“ stattfand — unter den Studierenden, die in Wipshausen von Dahlmann und seinen Leidensgefährten Abschied nahmen, ist auch Stricker gewesen, der dann im Herbst 1838 wohl nicht ungern aus Göttingen geschieden ist, in Hamburg zum ersten Male die Verhältnisse einer großen Seehandelsstadt kennen lernte und nach Berlin reiste, wo er im August 1839, noch vor Ablauf der in Preußen vorgeschriebenen vierjährigen Studenzeit, sein Doktorexamen bestand. Der Grund der Beschleunigung der Prüfung war die von Strickers Wissensdurst gern ergriffene Gelegenheit, mit einem kränklichen jungen Frankfurter auf einige Monate nach dem Süden zu reisen; die

Reise wurde bis nach Sizilien ausgedehnt und ist für Stricker nicht nur zu einer Quelle unschätzbare schöner Erinnerungen, sondern auch zu einer Schule vielseitiger Weiterbildung, nicht in letzter Linie durch die Beobachtung des Auslandsdeutschums in Italien, der Schweiz und — wenn man will — dem Elsaß, geworden. Im Mai 1841 schloß das zu Frankfurt bestandene Staatsexamen die Zeit des ärztlichen Universitätsstudiums endgültig ab.

Gleich fruchtbar für den Fachmann wie für die allgemein menschliche Entwicklung Strickers wurde aber so gleich die kurze Übergangszeit, die zwischen dem Abschluß der Studien und seiner Ansiedlung in Frankfurt verfloßen ist. Ein Studienaufenthalt in Paris brachte ihm neben der Erweiterung seiner Fachkenntnisse auch einen Einblick in die Verhältnisse des dortigen Auslandsdeutschums. „Wie ganz anders“, schrieb er 1883 in seinen „Lebenserinnerungen“, „war die Stellung der Deutschen in Paris damals als heutzutage. Mit welcher Ehrfurcht schauten wir zu allem empor, zu den parlamentarischen wie zu den medizinischen Größen. Die Franzosen ließen sich unsere Demut wohl gefallen, wir waren beliebt, obgleich es noch nicht lange her war, daß wir mit Nikolaus Beckers Rheinlied gewagt, gegen die französischen Rheingelüste uns etwas auf die Hinterfüße zu stellen.“ Noch viel bedeutsamer für die Entwicklung Strickers als Vorkämpfer des Deutschums sollten aber die drei Jahre werden, die er wiederum in Dresden zugebracht hat, in der freilich vergeblichen Hoffnung, dort eine dauernde Lebensstellung zu finden: was dem Mediziner nicht zuteil ward, wurde reichlich ausgeglichen durch das, was dem nach der Hebung des deutschen Volkstums Strebenden geboten wurde. Der Verkehr in dem von Arnold Ruge gegründeten „Literarischen Museum“ ließ ihn mit diesem selbst sowie mit den führenden Männern des damaligen geistigen Lebens der Stadt, unter ihnen Ernst von Brünnow, Karl Hübner, Hermann Röchl, Julius Rosen, dem Musiker Reiffiger und dem Bildhauer Rietschel, in Beziehung treten; am wichtigsten aber für sein weiteres Schaffen auf dem Gebiete, das uns hier besonders angeht, wurde sein Verhältnis zu Karl Wiedermann, für dessen „Deutsche Monatschrift“ er in den Jahren 1843 und 1844 eine Reihe von Vorarbeiten zu seinem bahnbrechenden Werk vom Jahre 1845 geliefert hat.

Wiedermann hatte seiner „Deutschen Monatschrift für Literatur und öffentliches Leben“ ein als Flugschrift gestaltetes Programm vorausgehen lassen, in dem als erstes

Ziel der Zeitschrift der „Ausbau eines kräftigen Nationallebens auf der Grundlage möglichst allseitig entwickelter materieller Interessen und eines tüchtigen praktischen Geistes im Volke“ genannt war: Strickers Aufsätze über die Sprachmengerei der Deutschen, über deutsche Kolonisation und Auswanderung und über die Ursachen der Beschränkung des deutschen Sprachgebietes entsprachen völlig den Absichten, die den weiten Blick des Herausgebers bei der Gründung der Zeitschrift geleitet hatten. Den Jammer des heimischen politischen Lebens sollte Stricker eben in jener Zeit seiner ersten schriftstellerischen Versuche auf dem Gebiete der deutschen Kultur gleichzeitig dadurch kennen lernen, daß die Vertreter des politischen Fortschritts nicht nur von außen her angefochten wurden, sondern auch untereinander selbst nicht die nötige Fühlung zu halten imstande waren. Und noch in den „Lebenserinnerungen“ vom Jahre 1883 zittert etwas nach von der Scham und Entrüstung über die Zustände, denen Arnold Ruge nach der Unterdrückung seiner „Deutschen Jahrbücher“ mit verbitterten Worten über „deutsche Niederküchtigkeit“ den Rücken kehrte, um dann einer der vielen dem Vaterlande damals verloren gegangenen Auslanddeutschen zu werden.

Strickers Wanderjahre waren mit dem zweiten Dresdener Aufenthalt und einer sich an ihn anschließenden nochmaligen Italienfahrt abgelaufen; er ließ sich im Jahre 1844 als Arzt in seiner Vaterstadt nieder und beteiligte sich mit dem rastlosen Eifer, der ihm eigen war, unermüdetlich an dem Vereinsleben Frankfurts, zu dessen weiterem Aufschwung er nach den verschiedensten Seiten hin tatkräftig beigetragen hat. Seine Studien über das Auslandsdeutschtum fanden dabei ihre entscheidende Förderung durch die Beziehungen Strickers zu dem oben schon genannten Geographischen Verein, der ihn wiederholt zu Einzelvorträgen und Vortragsreihen herangezogen hat und ihm für seine einschlägigen Bestrebungen eine an immer neuer Anregung reiche Ummwelt bot. Aus Vorlesungen, die er während des Winters 1844/45 in diesem Verein gehalten hat, ist denn auch im Jahre 1845 das grundlegende Buch hervorgegangen, das als Quellschrift zur Geschichte der Bestrebungen zur Pflege des Auslandsdeutschums wohl einen Neudruck in unserer Zeit verdient.

Stricker hat sein bei Gustav Mayer in Leipzig erschienenes Buch über „die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde“ als einen „Versuch“ bezeichnet und die Absicht dieses Versuches gleich von vornherein näher er-

läutert, indem er auf das Titelblatt ein Wort von Joseph Görres ausnahm, in dem die Notwendigkeit „redlichen Zusammenhaltens aller, die deutschen Stammes sind“, kernig ausgesprochen und kurz näher erläutert wird. Den Inhalt des Buches selbst können wir hier nicht im einzelnen wiedergeben — es zeigt neben den Früchten einer sich nie genug tuenden Belesenheit und eines überaus zielbewußten Sammeleifers einen erstaunlich klaren Blick für die Ziele, die in unsern heutigen Tagen der Verein für das Deutschtum im Auslande vertritt: für eine Schrift der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bedeutete die öffentliche Aufstellung solcher Ziele im vollsten Sinne des Wortes eine Tat, und nicht ohne innere Erregung lesen wir wohl auch heute noch in Strickers Vorrede die folgenden Worte: „Mit Stolz und Wehmut habe ich die Arbeit ausgeführt; Stolz, daß überall, wohin auch die Deutschen gewandert sein mögen, das Urteil der Umwohner über ihre Hebllichkeit, ihren Fleiß, ihre Ordnung und Gelehmäßigkeit sich gleich bleibt, daß sie überall als die wahren Träger der Gesittung dastehen — Wehmut, daß solche Kräfte zersplittert werden und für die Nation untergegangen sind, daß die deutsche Bevölkerung auswärtiger Staaten stets nur als Dünger dient, durch den fremde, oft feindliche Staaten desto üppiger wachsen, daß endlich die fluchwürdige Ausländerei der Deutschen dem eigenen Geist, der eigenen Sprache und Literatur im Lande selbst die Anerkennung verweigert, welche die Fremde so willig zugestehet, daß der Deutsche, in allen Zweigen des Wissens der halben Welt Schullehrer, dem Vaterlande nicht genügt“ —, es ist in den 71 Jahren, seitdem diese Worte gedruckt wurden, mit manchem von dem, was Stricker beslagt hat, ja ohne Zweifel sehr erheblich viel besser geworden, aber lernen, sehr viel lernen können wir aus diesem Teil der Strickerschen Vorrede doch auch heute noch, und ganz das Gleiche gilt von dem Inhalt des Buches selber, der, seinen statistischen Angaben nach natürlich an die Zeit der Abfassung gebunden, zur Geschichte und zur Beurteilung grundsätzlicher Fragen des Auslandsdeutschums in jedem Kapitel die wertvollsten Angaben und Anregungen enthält.

Schon bei den Vorlesungen, die seinem Buche zugrunde lagen, konnte Stricker die vorzügliche Sprachkarte mitbeweigen, die der kurhessische Gelehrte und Politiker Karl Bernhardt, Jakob Grimms Nachfolger im Bibliotheksamt zu Kassel, im Jahre 1843 „als Versuch entworfen und erläutert“ hatte. Für Bernhardt hätte es zwar an sich nahe gelegen, seine

politischen Bestrebungen auch auf das Gebiet der Erforschung der Sprachgrenzen des Deutschtums auszudehnen, hatte er doch bereits im Jahre 1831 mit seinem „Verfassungsfreund“ das Gebiet der praktischen Politik mit Erfolg betreten und als Übersetzer von de Gérandos Werk über die Fortschritte der Industrie auch wirtschaftlichen Fragen mit offenem Blick seine Aufmerksamkeit zugewendet. Aber Bernhardt hat sich in der der Kasseler Philologenversammlung vom Oktober 1843 gewidmeten Schrift, offenbar absichtlich auf die rein wissenschaftliche Betrachtung beschränkt, die am Schluß des Buches unter anderem in der Forderung eines Sprachatlas und einer Sammlung der den „Mundarten“ gewidmeten Literatur ihren auch heute noch beachtenswerten Ausdruck fand. Und so war es denn völliges Neuland, das Stricker mit seinem Buche betreten hat; nur einmal waren schon früher in Buchform ähnliche Gedankengänge angebahnt und mit dem vollen Gewicht einer auf ausgiebige Kenntnis des Auslands gestützten Erfahrung vertreten worden; aber Friedrich Lists „Nationales System der politischen Ökonomie“ vom Jahre 1841 hatte die Frage nur in einem, allerdings überaus fruchtbaren, Zusammenhang mit allgemeinen wirtschaftlichen Fragen behandelt; in Stricker fand der Kulturpolitiker zu Wort, dessen Richtung auch heute noch für unsere dem Auslandsdeutschtum gewidmeten Bestrebungen in erster Linie maßgebend ist und maßgebend sein muß.

Wenige Monate nachdem Strickers Buch vom Auslandsdeutschtum in die Öffentlichkeit gedrungen war, im September 1846, fand zu Frankfurt unter Mittermaiers Vorsitz jene Germanistenversammlung statt, die einen bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder erreichten Höhepunkt des wachsenden Eintretens deutscher Forschung für die Pflege unseres Volkstums bezeichnet. Auch der Frage des Auslandsdeutschtums mußten sich die Blicke der im Kaisersaal des Frankfurter Rathhauses tagenden, durch die edelsten Namen der nationalen Forschung und Dichtung auf die denkbar höchste Stufe des Ansehens gehobenen Versammlung zuwenden: Martin Lappenberg, der Geschichtsschreiber der Hansa und der älteren englischen Geschichte, sprach von der großen Aufgabe, der Unterdrückung des Deutschtums in Schleswig-Holstein, im Elsaß und in den Ostseeprovinzen Einhalt zu gebieten, Georg Heinrich Berg, der Herausgeber der von Stein zu Frankfurt im Jahre 1819 ins Leben gerufenen „Monumenta Germaniae Historica“, stellte damals den Antrag, eine ständige Kommission zur Erhaltung der

Nationalität der Deutschen im Auslande zu begründen, und fand für diesen Antrag u. a. die Zustimmung des Bremer Bürgermeisters Johannes Smidt, der nicht nur der Begründer von Bremerhaven, sondern allezeit ein weitblickender Förderer des deutschen Ansehens im Auslande gewesen ist. Man kann sich denken, mit welcher begeisterter Anteilnahme Stricker diesen Beratungen gefolgt ist und wie der gesamte mächtige Aufschwung des deutschen Nationalgefühls in den damaligen Tagen ihm das Herz hat höher schlagen lassen; doch ließ er es an der frohen Begeisterung nicht genügen, sondern suchte mit einer bewundernswerten Schaffenskraft auch tatkräftige Mitarbeit zu leisten; diese Mitarbeit vollzog sich in doppelter Weise: von 1847 an begann in Brönners Verlag zu Frankfurt unter dem Titel „Germania“ ein von ihm herausgegebenes Archiv zur Kenntnis des deutschen Elements in allen Ländern der Erde“ zu erscheinen, in dessen leider auf die Dreizahl beschränkten Jahrgängen mit bewundernswerter Umsicht die Forschung über das Auslandsdeutschtum organisiert und dabei u. a. auch die biographisch-historische Seite des Gegenstandes nicht vergessen ist, auf deren Bedeutung auch heute noch immer wieder hingewiesen werden muß; reich im Tatsächlichen, entbehrt die Zeitschrift auf der anderen Seite nicht des hohen sittlichen Ernstes, der für die Behandlung solcher nationaler Fragen unerlässlich ist, und wenn die drei Bände den besten Männern aus dem Kreise der damaligen Wissenschaft vom Deutschtum — Arndt und Dahlmann, Jakob und Wilhelm Grimm, Lappenberg und Berg — gewidmet sind, so machte ihr Inhalt diesen Namen volle Ehre; der große Zusammenbruch aber, den das Jahr 1849 allen deutschen Hoffnungen und Bestrebungen hat bringen müssen, findet in dem Eingehen von Strickers „Germania“ einen überaus bezeichnenden Ausdruck, dessen Schmerzlichkeit durch die schlichte Fassung der Schlussworte des dritten Bandes nicht gemildert wird.

Als Stricker diese Schlussworte niederschrieb, glaubte er freilich, daß er wenigstens ihrem Inhalte nach die „Germania“ doch werde erhalten können; drei Jahre vorher hatte als Organ des Nationalvereins für deutsche Auswanderung und Ansiedlung zu Frankfurt a. M. der „Deutsche Auswanderer“ zu erscheinen begonnen; mit seinem Herausgeber, Dr. Münzel in Darmstadt, tat sich Stricker nun in der Art zusammen, daß „das Gebiet des Auswanderers“ etwas erweitert ward, indem die neue Zeitschrift auch Nachrichten über Deutsche in fremden Ländern aufnahm, welche in keiner unmittelbaren Beziehung zur Auswanderung stehen,

während aus dem Inhalt der „Germania“ die rein geschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Artikel, insbesondere die „Galerie deutscher Männer, welche für fremde Länder in irgendeiner Weise wichtig geworden sind“ und die „Geschichte deutscher Truppen in fremdem Dienst“ wegfielen.“ Leider war auch dieser Zeitschrift nur noch ein kurzes Weiterleben beschieden; der schwere Druck, der in den fünfziger Jahren auf dem öffentlichen Leben Deutschlands lastete, nahm dem deutschen Volke die Kraft und die Lust, freien Geistes an das Schicksal seiner Volksgenossen im Auslande zu denken. Mit dem Aufhören der Wirksamkeit des Nationalvereins scheiterte der zweite der großen Arbeitspläne, denen sich Stricker in den Frühlingjahren deutschen Hoffens neben seinem ärztlichen Beruf mit so hingebender Begeisterung gewidmet hatte. Wie sehr für ihn sein gesamtes Wirken für das Auslandsdeutschtum mit den auf die Paulskirche gesetzten Hoffnungen zusammenhängt hatte, brachte er zum Ausdruck, als er im Jahre 1849 für die von ihm bearbeitete zweite Auflage von Bernhardt's „Sprachkarte“ die Widmung schrieb: „Den Mitgliedern der verfassungsgebenden deutschen Nationalversammlung in Frankfurt zur Erinnerung an die lebhaften Erörterungen über die natürlichen Grenzen des Deutschen Reiches“ — es klingt etwas wie wehmütige Ironie aus diesen Worten heraus, die nur von „lebhaften Erörterungen“, nicht von Taten sprechen konnten; als Stricker zu Anfang der achtziger Jahre in seiner nur als Stoffsammlung wertvollen „Neueren Geschichte von Frankfurt am Main 1806—1866“ über die Vorgänge jener Zeit berichtete, ist es ihm offenbar zu schmerzlich gewesen, auf alles dies Fehlschlagen schöner Hoffnungen und großgedachter Pläne zurückzukommen; auch seine „Lebenserinnerungen“ deuten nur an, wie Schweres ihn damals betroffen hat.

Zu einem völligen Aufgeben seiner Pläne hat sich Stricker aber trotz des schweren Druckes der Zeit doch nicht verstehen können, und er fand, um sie, wenn auch in anderer Form, weiterzuführen und damit dem Schaffen einer künftigen, vom Drucke befreiten Generation vorzuarbeiten, einen Weg, dessen zielbewußte Verfolgung Schriften von ihm gezeitigt hat, die, unter dem richtigen Gesichtspunkt betrachtet, nicht sehr viel geringere grundsätzliche Bedeutung haben als sein bahnbrechendes Buch über die Verbreitung des Deutschthums: wenn die Zeit für tatkräftige praktische Arbeit zugunsten des Auslandsdeutschthums keinen Raum ließ, so galt es, den Blick des deutschen Volkes wenigstens offen zu halten für die Erscheinungen und Entwicklungen des Völkerebens

auf dem weiten Erdenrund — aus diesem Gedanken heraus ist Stricker, der Bahnbrecher der Pflege des Auslandsdeutschthums, zum unermüdblichen Verbreiter gemeinnütziger geographischer Kenntnisse geworden, und er hat auch damit eine Arbeit geleistet, deren Bedeutung gerade in unseren Tagen wieder in ihrer ganzen Größe zutage tritt.

Begonnen hat er mit dieser auch ihrerseits auf dem Boden des Frankfurter Geographischen Vereins wurzelnden Arbeit bereits im Jahre 1847; ein weitblickender und unternehmungslustiger Frankfurter Verleger, Johann Valentin Meidinger, hatte sich bereitfinden lassen, eine „Bibliothek der Länder- und Völkerkunde“ erscheinen zu lassen, und Stricker konnte in drei Bänden dieses Unternehmens die Ergebnisse seiner mit einem wahren Bienenfleiß gemachten Studien über Mexiko, Ungarn und Siebenbürgen sowie Ober- und Mittel-Italien in schlicht-vollständiger Darstellung zusammenfassen. Als die Stürme des Jahres 1848 auch dies Unternehmen ins Stocken brachten, fand er für eine entsprechende Arbeit über das Königreich beider Sizilien bei dem Verleger seines Buches vom Jahre 1845, Gustav Mayer in Leipzig, Unterkunft, der auch seine Schrift über „Deutsch-russische Wechselwirkungen oder Die Deutschen in Rußland, mit einer Karte der westlichen Bergzweigungen des russischen Reiches“ zum Abdruck brachte; zu dem letzteren Buche „war die nächste Veranlassung die russische Note vom Juli 1848, worin die Verdienste der russischen Regierung um Deutschland aufgeführt waren; es ist in Rußland verboten und von René Taillandier in der „Revue des deux Mondes“ (15. August 1854) im Auszug übersetzt worden.“ Auch Strickers Buch über „Die Deutschen in Spanien und Portugal und in den spanischen und portugiesischen Ländern in Amerika“ ist bei Mayer in Leipzig im Jahre 1850 erschienen; es schildert vor allem die Taten deutscher Truppen in Spanien während der Kriege von 1808—1813 und von 1835—1839 und gibt ein für die damalige Zeit erstaunlich eingehendes und lebendiges Bild der deutschen Kolonien in Brasilien. Noch in demselben Jahre versuchte Stricker in einer „historischen Skizze“ die „Entwicklungsgeschichte der deutschen Nationalität seit dem Reformationszeitalter“ darzustellen: der Grundgedanke der Schrift ist natürlich vortrefflich und auch seine Durchführung reich an treffenden Einzelbemerkungen, aber alles in allem fehlt ihr doch der nötige Tiefgang der Forschung, und Einzelbemerkungen, wie die über „Holland, Deutschlands Schmarokerpflanze, deren politische und literarische Bedeutung immer im Gegen-

saß zu der Deutschlands gestanden hat“, waren unzweckmäßig scharf und sachlich keineswegs ganz zutreffend. Der rührige Luftfahrtsche Verlag in Frankfurt, bei dem die Schrift erschienen ist, ließ im Jahre 1852 aus Strickers unermüdlicher Feder die „Reisen der Brüder Schomburgk in Britisch-Guinea. Im Auszug für das größere Publikum und die Jugend bearbeitet“ folgen — nur zwischen den Zeilen des Buches ist die vorwurfsvolle Trauer darüber zu lesen, daß angeichts der Ohnmacht des eigenen Vaterlandes deutscher Forschungssinn und deutsche Tatkraft in dem Dienste einer fremden Weltmacht die wichtigsten Ergebnisse zeitigt. Deutsche Forscherarbeit in fremden Diensten war zum Teil schon das Thema des Lebensbildes gewesen, das Stricker im Jahre 1847 in Eduard Dullers „Männern des Volkes, dargestellt von Freunden des Volkes“ von Georg Forster, entworfen hatte; es sind besonders die Erlebnisse der beiden Forster, Vater und Sohn, in Rußland, die in dieser Hinsicht beachtenswert sind.

Auf eine große Zahl weiterer Arbeiten, die Stricker damals aus den gleichen Gedankengängen heraus noch an anderen Stellen veröffentlicht hat, kann hier nicht näher eingegangen werden; zu dem Brockhaus'schen Unternehmen der „Gegenwart“ hat er u. a. eine kurze Geschichte der „deutschen Flotte von ihrer Gründung bis zu ihrer Auflösung“ beigezeichnet, für die bei Wenarius und Mendelssohn in den Jahren 1851 und 1852 erscheinende „Germania“ über „deutsch-dänische Wechselwirkungen“ geschrieben und eine Übersicht der deutschen Denkmäler, eine Statistik der deutschen periodischen Presse und der deutschen Hilfs- und Bildungsvereine im Auslande verfaßt, sowie für das von Robert Bruß begründete „Deutsche Museum“ außer anderen Arbeiten auch eine Geschichte der deutschen Kolonie Sao Leopoldo in Brasilien geliefert. In verschiedenen Frankfurter Zeitschriften veröffentlichte er daneben noch Studien über „Slaven und Wenden“ (1851), über die Deutschen im Venezianischen (1853), über die Deutschen in Oberungarn (1854), die deutsch-welsche Sprachgrenze (1856) und noch zahlreiche andere Aufsätze. Wer die schier unglaublich reiche Fülle der Schriften Strickers überblickt, der gewinnt das Bild einer Vielseitigkeit, die natürlich nicht überall in der Lage war, die gewählten Gegenstände in tiefer bohrender Forschung auch nur annähernd zu erschöpfen, aber er wird immer wieder den Reichtum des Wissens und die hochgesinnnte Rührigkeit bewundern, mit denen Stricker, meist auch im Dienste unmittelbar praktischer Bestrebungen, neue

Quellen des Wissens zu eröffnen und kulturgeschichtliche Kenntnisse zum Allgemeingut zu machen suchte. Nicht nur, ja nicht einmal vorwiegend vom Standpunkt der fachwissenschaftlichen Forschung aus will sehr vieles von dem, was Stricker geschrieben und gewollt hat, beurteilt sein: nur wer sein Schaffen auch unter dem Gesichtspunkte volkerzieherischer Bestrebungen betrachtet, kann der Persönlichkeit und dem Wirken des verdienten Mannes ganz gerecht werden, und wegen seiner Arbeiten für das Verständnis der in unserem Auslandsdeutschtum ruhenden hohen Werte muß Stricker stets als eine Gestalt von vorbildlicher Art in Ehren gehalten werden; der Mann, der mit 29 Jahren sein Buch vom Auslandsdeutschtum geschrieben hat, muß kommenden Geschlechtern als ein Mahner zu gleich rastlos begeisterter Arbeit im Sinne unserer völkischen Bestrebungen vor Augen bleiben.

Stricker ist am 4. März des Jahres 1891 gestorben; es war ihm also noch vergönnt, die verheißungsvollen Anfänge der neuen Entwicklung zu erleben, die der Gedanke zielbewußter Pflege des Auslandsdeutschtums vom Jahre 1880 an in Deutschland und in Osterreich genommen hat. Schon im Jahre 1867 hatte diese Entwicklung ja in der Gründung der Innsbrucker „Deutschen Schulgesellschaft“, dem Werke Ignaz Ringerles und Christian Schnellers und ihrer Gesinnungsgenossen, ein Vorpiel gefunden, in dem so manche Wünsche Strickers aus den vierziger Jahren laut und deutlich wieder auflebten. An dem Zustandekommen des großen deutschen Schulvereins in Osterreich im Mai 1880 hat dann neben führenden Männern, wie Weikof und Viktor von Kraus, auch ein ehemaliger Frankfurter Berufsgenosse Strickers, der nach Tirol übergesiedelte Arzt Dr. Loh, rühmlichen Anteil genommen — es ist gewiß mit der Einfluß Strickers gewesen, der auch da noch einmal mittelbar zur Geltung kam, und Stricker, der wackere Patriot und Vorkämpfer für deutsches Volkstum, der auch die Errungenschaften des Jahres 1871 froh begrüßt und mit einer Arbeit über die deutsch-französischen Grenzbezirke begleitet hatte, hat es denn schließlich auch in voller Rüstigkeit noch erleben dürfen, daß im Jahre 1881 der Allgemeine deutsche Schulverein für die Erfüllung aller seiner heißen Wünsche aus der Zeit von 1845 den Boden schuf, der sich mit so wundervoller Schnelligkeit der Entwicklung als fruchtbar und ertragsfähig erweisen sollte. Das Todesjahr Strickers ist das erste Jahr des Erscheinens der Zeitschrift für das Auslandsdeutschtum; mögen die Fäden nie verloren gehen, die von Strickers Buch aus dem Jahre 1845 und von seiner „Germania“ zu

unserer eigenen, des Anteils aller Volksgenossen so würdigen Arbeit hinüberführen!

8. Der Verein für das Deutschtum im Auslande, seine Geschichte und seine Aufgaben.

Von Alfred Geiser.

(Aus Jahrgang 4, Heft 7 [Juli 1906] der deutschen Monatschrift für Politik und Volkstum „Der Panther“, Leipzig, Panther-Verlag, S. 766 ff. Gefürzt.)

Man hat unsere Zeit gern das Zeitalter der Naturwissenschaft und der Technik genannt. In dieser knappen Zuspitzung reizt das Wort zum Widerspruch, wirkt eng und doktrinär. Erfasst man jedoch die beiden Begriffe voll in ihrer Tiefe und ihrem Umfange, so wird man zum mindesten für die politischen Triebkräfte der Völker unserer Zeit seine Richtigkeit anerkennen müssen. Zwei große Strömungen sind es, die im Völkerverleben unserer Tage vorherrschen, seiner Entwicklung Richtlinien und Ziele geben: das Streben, die Menschen gleicher Sprache, gleicher Art und gleichen Blutes national zusammenzufassen, und der Drang der großen Staaten nach weltpolitischer Betätigung — unleugbar das erstere erwachsen aus der naturwissenschaftlichen Erkenntnis der Verschiedenheit der Arten im Gegensatz zu dem humanistischen Ideal der Weltbürgerschaft und Weltkultur, der letztere gesteigert durch die Umwälzung der Begriffe von Zeit und Raum, welche die moderne verkehrstechnische Entwicklung hervorgerufen hat. Das deutsche Volk ist von diesen beiden mächtigen Strömungen unter allen großen europäischen Nationen so ziemlich am spätesten erfasst worden. Ihm fehlte vor der Gründung des Reiches der starke staatliche Mittelpunkt, der als Träger völkischer Einheitsbestrebungen hätte dienen können. Zu einer Zeit, wo das Nationalitätenprinzip unter den slawischen Völkern bereits wichtige Renaisanceerscheinungen, wie die Wiedergeburt des tschechischen Volksbewußtseins, hervorgerufen hatte, standen sich die Deutschen auf dem alten Reichsboden noch im brudermörderischen Kampfe gegenüber, einem Kampfe allerdings, aus dem die nationale Einheit der reichsdeutschen Stämme erwachsen sollte, wie die volle Gesundung des Körpers aus dem Reinigungsprozesse einer schweren Krankheit. Und während im festen Einheitsstaate wurzelnde Völker, wie Franzosen, Russen und vor allem Engländer,

bereits am Werke waren, die Welt zu verteilen, hatte das deutsche Volk im Reiche mit dem Aufbau und der inneren Einrichtung seines Einheitsstaates noch vollauf zu tun. Aber ebenso wie das neue Deutsche Reich aus dem Sehnachtsraume der deutschen Einheit erwachsen ist, der über alle Irrungen und Wirrungen hinweg allezeit in der Seele der deutschen Stämme fortgelebt hatte, so mußte auch die Fülle der bisher in kleinstaatlichen Gegensätzen und seiner politischen Reibungen verbrauchten Kräfte des deutschen Wesens zu mächtiger Betätigung nach außen hin drängen, nachdem sie einmal in einem starken Staate einheitlich zusammengefaßt war, und zur deutschen Weltpolitik führen.

Das innerpolitische Leben des deutschen Volkes fand in den großen deutschen Parteibildungen seine Gestaltung. Für die neuen völkischen Aufgaben der Sammlung und Erhaltung aller deutschen Volkskräfte einerseits, der Beteiligung an den weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Konkurrenzkämpfen andererseits mußten neue Organisationen geschaffen werden, die über die alten geschichtlichen Gegensätze der Konfessionen, Stände und Parteien hinweg allen gemeinsame nationale Betätigung ermöglichten. Aus diesem Bedürfnis erwuchs das nationale Vereinswesen im Deutschen Reiche. Es ist kein Zufall, daß der Verein für das Deutschtum im Auslande, unter seinem ersten Namen des Allgemeinen deutschen Schulvereins, als erster der großen nationalen reichsdeutschen Verbände ins Leben trat. Die Schaffung des Deutschen Reiches als Verkörperung des Sehnsens der in ihm zusammengefaßten deutschen Stämme nach nationalpolitischer Einigung, hatte das vaterländische Bewußtsein gesteigert, das Verständnis für die Tatsache und Bedeutung der Volksgemeinschaft geschärft und mußte daher den Blick der Reichsdeutschen zunächst auf die Stammesgenossen lenken, die durch harte Schicksalsnotwendigkeit außerhalb der Reichsgrenzen gestellt waren.

Die Gründung des Reiches, die Tatsache, daß man den französischen Nachbarn das Elsaß entrisen hatte, um altes deutsches Land und alte deutsche Stammesart dem deutschen Nationalstaate zurückzugewinnen, erregte in allen denjenigen Nachbarstaaten, die zum Teil selbst frühere Glieder des alten deutschen Reiches gewesen waren oder in ihren Grenzen deutsche Volksbestandteile enthielten, Furcht und Mißtrauen gegenüber vermeintlichen deutschen Rückeroberungsplänen.

Am stärksten war das Deutschtum in Osterreich durch den 1871 vollzogenen Abschluß der deutschen

Einheitsbewegung betroffen. Bis zum Jahre 1866 gehörten seine deutschen Kronlande zum Deutschen Bunde. Diese Tatsache allein verbürgte dem deutschen Volksbestande in der Donaumonarchie seine vorherrschende Stellung. Das Jahr 1866 hatte diesen Zusammenhang mit scharfem Schwertschlag zerschnitten, das Jahr 1870 die deutsche Einheitsbewegung zum Abschluß gebracht ohne Einbeziehung des österreichischen Deutschtums. Die Folge war, daß dieses in die ungünstige Stellung einer Minderheit inmitten ziffermäßig überlegener, dem deutschen Wesen abgeneigter fremder Volksstämme geriet. Diese Lage wurde noch weiter dadurch erschwert, daß sein habsburgisches Herrscherhaus, gewaltam aus der Stellung im Deutschen Bunde hinausgedrängt, die seiner Macht und seinem Einflusse wertvollen Rückhalt bot, nunmehr danach strebte, sich durch Verständigung mit der nichtdeutschen Mehrheit der Volksstämme seines buntscheckigen Völkerstaates seine Zukunft zu sichern.

Bekennung der veränderten Sachlage auf Seiten des österreichischen Deutschtums führte dazu, diesen Prozeß zu beschleunigen. Fußend auf seiner geschichtlichen Stellung im Habsburger Staate, ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Überlegenheit gegenüber den anderen Stämmen und befangen in den Fritümern einer liberalen Ideologie, die an die Überbrückung der politischen Gegensätze durch eine gemeinsam liberale Weltanschauung glaubte, versäumten es die österreichischen Deutschen, solange sie die Macht in Händen hatten, sich diese durch gesetzliche Festlegung des Deutschen als Staatsprache zu sichern oder zum mindesten durch Abtrennung des polnischen Galiziens von Bisleithanien sich das zahlenmäßige Übergewicht im Kern der österreichischen Länder und deren parlamentarischer Vertretung zu verschaffen. So brach im Jahre 1880 durch Schuld deutscher Kurzsichtigkeit und deutscher Unterlassungssünden die Katastrophe über sie herein, als das Ministerium Taaffe zum ersten Male im Gegensatz zu den Deutschen seine stützende Mehrheit bei den österreichischen Slawen suchte und fand. Noch im selben Jahre ergingen die Stremeyrschen Sprachverordnungen, durch welche die Zweisprachigkeit aller Verwaltung- und Staatsbehörden in den Sudetenländern eingeführt wurde. Mit Schrecken und Scham erkannte das österreichische Deutschtum die ungeheuren Verluste, die eigene Gleichgültigkeit und Saumseligkeit seinem eigenen Sprach- und Bodenbesitz bereits zugefügt hatte. Mit elementarer Kraft erwachte die Erkenntnis, daß nur aus der Organisierung des nationalen Widerstandes die Rettung

kommen könne. So entstand noch im Jahre 1880 auf österreichischem Boden in dem Wiener Deutschen Schulverein der erste deutsche Schulverein. Es ist interessant, daß das bescheidene Wirken eines schlichten katholischen Priesters, des Kuraten Franz Mitterer auf dem deutschen Nonserberg in Südtirol, das Vorbild und daß eine dieses Wirken schildernde Schrift eines reichsdeutschen Arztes, Dr. Vogl aus Frankfurt a. M., den ersten Anstoß zu dessen Gründung gegeben hat.

Aus dem Widerhall, den sie im Deutschen Reiche fand, erwuchs der Allgemeine Deutsche Schulverein, heute Verein für das Deutschtum im Auslande. Der ursprüngliche Plan, seine Gruppen als reichsdeutsche Glieder der österreichischen Vereinigung zu führen, ließ sich aus äußeren und inneren Gründen nicht aufrecht erhalten. Die Regierungen beider Staaten hatten Bedenken. . . . So erfolgte am 15. August 1881 die Zusammenfassung der reichsdeutschen Schulvereinsgruppen zu dem selbständigen „Allgemeinen Deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande“. Sein erster öffentlicher Ausruf galt der Not der Deutschen in Siebenbürgen. Es ist von besonderer Wichtigkeit für die ganze Entwicklungsgeschichte des Vereins, daß in diesem bereits von dem engbegrenzten Einzelfalle ausgehend der Blick auf das Ganze gerichtet war und damit der vom Eugen ins Weite führenden Entwicklung des Vereins die Wege gewiesen wurden. Hier es doch darin: „Es muß ein solcher Schutz den Deutschen überall zuteil werden, wo sie in Gefahr stehen, durch eine der deutschen Kultur feindlichen Nation in ihrem heiligsten Erbteil der deutschen Sprache und Bildung verkümmert zu werden.“

9. Vom Deutschenhaß im Auslande.

(Aus einem in der Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Welt, Archiv für geistige, politische und wirtschaftliche Interessen Deutschlands im Auslande, herausgegeben von Hugo Gröthe im Auftrage der „Deutschen Kulturpolitischen Gesellschaft“ [„Zentralstelle für Kulturpolitik“], Vertriebsstelle R. F. Koehler, Leipzig, 1. Jahrgang, 1915, S. 225 f., abgedruckten Aufsatz der „Deutschen Wochenschrift für die Niederlande“.)

Der Deutsche tritt, dank seiner Tüchtigkeit, überall als erfolgreicher Mitbewerber auf. Ein Mitbewerber ist aber nie beliebt; und es bedarf schon eines ziemlichen Grades von Geistesgröße, um den Erfolg eines Mitbewerbers auch

nur objektiv anzuerkennen. Ferner: Der Deutsche kam zu den anderen Nationen sehr häufig als Lehrer; nur den wenigsten, wirklich ganz großen Pädagogen ist es aber gegeben, sich wirklicher Liebe bei ihren Schülern zu erfreuen. Ganz im Gegenteil trägt mancher dem Lehrer späterhin seine frühere Unterordnung nach und neigt zu gehässiger Kritik und rachsfüchtiger Nachrede. Hastet dem Lehrer aber noch gar eine etwas trockene und pedantische Schulmeisterei an, dann wird das Verhältnis dauernd unfeindlich. Dies letztere führt uns zu einem weiteren Grunde der Abneigung gegen das Deutschtum: Die Pflichttreue hatte für den Ausländer oft etwas Pedantisches, die sichere Zielrichtung etwas Schroffes und Einseitiges an sich. Und dazu kam noch, daß der Deutsche, im Gegensatz besonders zu dem Franzosen, sehr häufig den Grundsatz: „Fortiter in re, suaviter in modo!“ nicht nur außer acht ließ, sondern oft ins Gegenteil umdrehte, indem er sich eigensinnig und schroff an Kleinigkeiten hängen konnte. So wurden Neid und Mißgunst sowie widerwillige Anerkennung fremder Überlegenheit zu den Quellen jener Mißliebigkeit, die der Deutsche vielfach im Auslande erregte und die den Blick für seine höchst anerkanntwertesten Leistungen, seine Tüchtigkeit und Ehrlichkeit verirrte.

10. Theobald Fischer.

Von Max Georg Schmidt.

(Aus dem im Jahrgang 1910, Band 9, der Zeitschrift für Deutschkunde „Deutsche Erde“, Gotha, Justus Perthes, S. 129 f., erschienenen Nachruf. Gefürzt.)

Am 31. Januar 1846 in Kirchsteig bei Reiz geboren, besuchte Theobald Fischer die Universitäten Heidelberg, Halle und Bonn und widmete sich historischen, dann mehr und mehr naturwissenschaftlich-geographischen Studien. Nachdem er im Jahre 1868 in Bonn promoviert hatte, ging er acht Jahre lang auf Reisen, die ihn durch halb Europa führten. Die Erforschung der Mittelmeerländer setzte er sich dann in steigendem Maße zur Aufgabe. Auch nachdem er im Jahre 1876 sich in Bonn habilitiert hatte, im Jahre 1879 als ordentlicher Professor nach Kiel und 1883 nach Marburg berufen wurde, ist er diesen besonderen Studien treu geblieben und hat unsere Kenntnisse, zumal von den nordwestafrikanischen Mittelmeergebieten, durch längere, höchst anstrengende

Reisen in wertvollster Weise bereichert. Im Jahre 1886 bereiste er Tunisien und Ost-Algerien, 1888 West-Algerien und Marokko und dann noch einmal in den Jahren 1899 und 1901 das gesamte marokkanisch-algerische Binnenland. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Forschungen sind zumeist in den Ergänzungsheften zu Petermanns Mitteilungen, aber auch in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg niedergelegt. Doch auch sonst hat Fischer eine rege literarische Tätigkeit entwickelt. Neben zahlreichen Bücherbesprechungen und Einzelaufätzen sind seine Studien über die Dattelpalme (1881) und den Ölbaum (1904) besonders zu nennen, und seine prächtigen „Mittelmeerbilder“ haben ihn in weiten Kreisen bekannt gemacht. Kein Zweifel, daß Theobald Fischer heute als der sachkundigste Beurteiler der Mittelmeerländer, als „Geograph des Mittelmeers“ galt. Seine Forschungen haben ihm Auszeichnungen in Hülle und Fülle gebracht. Er war Ehrenmitglied der Società Geografica Italiana, korrespondierendes Mitglied der Società Veneta, Ehrenmitglied fast aller deutschen geographischen Gesellschaften, Inhaber der Ritter- und Ruppellmedaille usw.

Als akademischer Lehrer hat Fischer eine reichsegnete Tätigkeit entfaltet. Mit bewundernswerter Energie zwang er den oft von asthmatischen Anfällen heimgesuchten Körper. Ob es hieß, Ausflüge des Geographischen Seminars zu leiten oder im Ferienkursus der Oberlehrer geographischen Anschauungsunterricht zu erteilen oder innerhalb und außerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle auf Geographentagen Vorträge zu halten — stets war Theobald Fischer ohne jede Schonung seiner Gesundheit zur Stelle. Und welch hehres Vorbild treuester Pflichterfüllung gab er seinen Studenten! Selbst wenn er, fern der Berufstätigkeit, nur im Liegestuhl die frische Bergluft seines Gartens genießen sollte, hatte er für jeden, der geographischen Rates bedurfte, stets hilfsbereit ein offenes Ohr.

Freilich das, was der Wirksamkeit Theobald Fischers erst die eigene Stimmung, die eigentliche Weihe gibt, ist seine ausgesprochene nationale Gesinnung und Tätigkeit. Sie ist gewissermaßen als das Oberlicht anzusehen, durch sein ganze, auch berufliche Lebensarbeit betrachtet sein will. Ihm war die Erdkunde nicht eine abstrakte oder internationale Wissenschaft, sondern er setzte sie stets in Beziehung zur heimischen Erde. Die Wirtschaftsbeziehungen, die uns mit fremden Ländern verknüpfen, die Verbreitung unserer Volksgenossen auf dem ganzen Erdenrund — das war ihm

ein wesentlicher Teil der Betrachtung. „Erziehe die Deutschen zu nationaler Gesinnung, und es gehört ihnen die Welt!“ war ein Lieblingswort von ihm, von dessen Wahrheit er felsenfest überzeugt war und das für ihn selbst einen Lebensgrundsatz bedeutete. Männer voll nationaler Pflichtbewußtseins heranzubilden, die sich ihrer Mitverantwortung an den Geschicken des Vaterlandes bewußt sind und mit Verständnis und herzlicher Anteilnahme die Aufwärtsbewegung unseres Volkstums begleiten, das war's, was Fischers Wirksamkeit in Marburg seit bald dreißig Jahren das Gepräge gab.

Dem „Schulverein“ war Fischers besondere Fürsorge gewidmet; seit bald zwei Jahrzehnten stand er an der Spitze der Marburger Ortsgruppe, erledigte alle Geschäfte und sorgte in emsigster Betätigung für die Pflege und Weiterverbreitung der idealen Ziele dieser Vereinigung. Wie viele tatkräftige Hilfe den national bedrohten Volksgenossen auf Fischers Veranlassung hin geleistet worden ist, ist ganz unberechenbar.

Besonders gütiges Wohlwollen erfuhren die jungen Kommilitonen aus Siebenbürgen, dem Banat, aus Syrien, Arabien und Slavonien. Unermüdetlich war Fischer bald hier, bald dort tätig, ihnen neue Wege zu erschließen, um ihre Studien fruchtbringend zu gestalten und den Aufenthalt im Reich zu erleichtern. Bald wußte er ihnen bei wohlhabenden Familien Freistipendien zu erwirken, bald Stipendien von der Universität oder den nationalen Ortsgruppen und Landesverbänden zu erzielen, Erleichterung der Verpflichtungen bei den akademischen Korporationen durchzusetzen, Erlaß der Kollegelder bei der Gratuitenkommision zu erbitten und ähnliche kleine Vorteile für seine Schützlinge zu erringen; ja dem Vernehmen nach soll auch gelegentlich manch kräftiges Wort gefallen sein, wenn man seinen Bemühungen nicht das rechte Verständnis entgegenbrachte. Kein Wunder, daß der Name „Theobald“ Fischer bei den Volksgenossen draußen einen guten Klang hatte, wie der Verfasser dieser Zeilen bei seinen Streifzügen durch Osterreich-Ungarn selbst oft genug spüren durfte.

Eigentlich politischer Tätigkeit hielt Fischer sich fern; trotzdem hat es das Schicksal gefügt, daß er durch Aufrollung der marokkanischen Frage mitten in das Getriebe der großen Politik hineingeworfen wurde. Mit der ganzen Begeisterungsfähigkeit und Leidenschaft seiner stürmischen Natur stürzte er sich in den Kampf um die Förderung der deutschen Interessen im Sultanat, zu dem er ja auch wie kein anderer berufen war. Unermüdetlich war er trotz zeitweiliger Krankheit an

der Arbeit. Wie bei seinen weitreichenden Verbindungen die Fäden fast aus aller Welt an seinem Schreibtisch zusammenliefen, so trafen jetzt ununterbrochen die Berichte oder Gesuche der in Marokko Interessierten oder Anfässigen ein, Gutachten gingen an die Regierung, Aufsätze an die Zeitungen, Vortrag folgte auf Vortrag, bald in Wien, bald in Berlin, bald in Frankfurt, und mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgte er die Weiterentwicklung der Dinge. — Daß das Ergebnis seinen Hoffnungen wenig entsprach, ist vielleicht die schmerzlichste Enttäuschung seines Lebens gewesen.

Man ruht der Mann mit dem Feuergeist und dem treudeutschen Herzen unter dem grünen Rasen, ehrlich betrauert und unvergeßlich nicht nur für Hunderte seiner Schüler und der Anhänger der geographischen Wissenschaft, sondern auch für Tausende von Freunden unserer Bestrebungen innerhalb und außerhalb des Reiches, welche aus seinem vorbildlichen Wirken im Dienste unseres Volkstums Kraft und Anregung für die eigene Tätigkeit schöpfen werden.

11. Die Bedeutung der deutschen Presse im Auslande.

Von M. Bernath.

(Aus dem zu Nr. 8 erwähnten Heft des „Panther“, S. 928 ff. Gefürzt.)

Man kann wohl sagen, daß man bei uns bis zum Ausbruch des Weltkrieges der Presse unserer in fremden Ländern lebenden deutschen Volksgenossen nicht diejenige Beachtung zuteil werden ließ, die sie in Wirklichkeit verdient. Erst die Ereignisse seit dem 1. August 1914 haben in weiteren Kreisen des Deutschen Reiches überhaupt die Erkenntnis geweckt, daß man, wenn man ein guter Staatsbürger sein und sich über die Zeitereignisse ein Urteil bilden will, ein fleißiger Zeitungsleser sein muß. Wenn selbst die eigene einheimische Presse nicht so hoch eingeschätzt wurde, wie dies z. B. in den anderen Kulturländern der Fall war, so gilt dies noch in erhöhtem Maße für die Presse der Auslandsdeutschen. Wenn man z. B. die in deutscher Sprache erschienenen Werke über das Zeitungswesen nachschlägt, so wird man, so unwahrscheinlich dies klingen mag, in ihnen nur ganz ungenügende und zum Teil sogar wenig zutreffende Angaben über die in deutscher Sprache im Auslande erscheinenden Zeitungen finden.



Wir müssen, um die Fühlung mit unseren Volksgenossen in der Fremde aufrechtzuerhalten und um das Deutschtum in diesen seinen Ausläufern zu stärken — was unbedingt zu den vornehmsten Aufgaben der deutschen Kulturpolitik gehört — der deutschen Presse im Auslande erhöhte Aufmerksamkeit schenken. Diese Zeitungen sind die Pioniere deutscher Kultur und nicht hoch genug einzuschätzende Stützen unseres wirtschaftlichen Einflusses im Auslande. Man darf zwar die Bedeutung der einzelnen in den Vereinigten Staaten, in Brasilien oder sonstwo erscheinenden deutschen Lokalblätter nicht überschätzen, denn dieselben Deutschen, die diese Zeitungen lesen und unterhalten, kaufen selbstverständlich auch die Zeitungen in der Sprache desjenigen Landes, in welchem sie leben. Die deutschen Blätter dienen ihnen, mit wenigen Ausnahmen, nicht so sehr zur Information über die Weltereignisse als vielmehr zur Verständigung über speziell lokale, die deutschen Kolonien betreffende Dinge, sowie zur Aufrechterhaltung ihrer deutschen Gefühle und Sitten. Die meisten und bedeutendsten deutschen Auslandsblätter erscheinen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Es gibt da kaum eine Stadt von irgendwelcher Bedeutung, die nicht ihre deutsche Tageszeitung besitzt, und zwar sind unter diesen auch Blätter, denen die große Auflage und die bedeutenden Inseratenaufträge es erlauben, in bezug auf die Zuverlässigkeit und Reichhaltigkeit des allgemeinen Nachrichtendienstes mit den großen, in englischer Sprache erscheinenden Tageszeitungen zu wetteifern. . . Freilich ist der Gesamteindruck, den man von der deutschsprachigen Presse der Vereinigten Staaten neben dem gigantisch entwickelten anglo-amerikanischen Journalismus gewinnt, kein allzu gewaltiger.

Gerade in diesem Lande hat die Presse einen solch ungeheueren Aufschwung erlebt wie nirgends anderswo. Die Anforderungen, die der amerikanische Bürger an seine Tageszeitung stellt, sind die größten, die man sich nur denken kann. Ist doch die Zeitung hier für Hunderttausende die einzige geistige Nahrung. Wenn nun die deutschen Zeitungen nicht imstande sind, diesen Anforderungen zu entsprechen, so ist ihre Rolle so gut wie ausgespielt. Leider haben die Deutsch-Amerikaner, also amerikanische Bürger deutscher Herkunft, im innerpolitischen Leben der Vereinigten Staaten bisher nicht diejenige Stellung eingenommen, die ihnen ihrer Zahl und Bildungsstufe entsprechend zukommt. Nicht zum geringsten ist dies der sehr untergeordneten Stellung der deutschen Presse in den Ver-

einigten Staaten zuzuschreiben. Zahllose Männer, die einen guten deutschen Namen tragen und die auch noch die deutsche Sprache beherrschen, lassen bis zu Kriegsbeginn überhaupt keine deutsche Zeitung. Diesem Zustand muß abgeholfen werden, was aber nur durch eine mit allen Mitteln eingelebte, tatkräftigste Unterstützung der deutschen Presse geschehen kann. Die Zeitungen der deutschen Heimat müssen für eine möglichst weite Verbreitung in den Vereinigten Staaten sorgen — in dieser Beziehung ist sehr, sehr viel einzuholen. Vor allen Dingen gilt dies für Wochenschriften und illustrierte Zeitschriften, die durch den Umstand, daß sie nicht so schnell ihre Aktualität einbüßen, auf größeres Interesse rechnen dürfen; andererseits müssen aber auch die amerikanischen deutschen Zeitungen in der Heimat neue Momente finden und auch sonstige Unterstützung erfahren.

Regelmäßig erscheinende Zeitungen in deutscher Sprache finden sich in größerer Zahl ferner in den russischen Ostseeprovinzen, d. h. fanden sich, denn die russische Regierung hat ihnen in ihrem blinden Vernichtungsfeldzug gegen alles, was deutsch ist, ein Ende gemacht (für ihre Wiedererweckung wird schon unsere Seeresleitung sorgen, bezw. hat schon in den von ihr eroberten Städten gesorgt). Diese Zeitungen, die in Riga, Mitau, Libau und Dorpat erschienen, waren durch den engen Anschluß an die großdeutsche Presse sehr gut redigiert und standen besonders, was das Feuilleton und ihr allgemein kulturelles Niveau betraf, auf außerordentlicher Höhe, was leider von den in Amerika erscheinenden Blättern nicht immer gesagt werden kann. Auch außerhalb der Ostseeprovinzen erschienen wichtige deutsche Tageszeitungen in Rußland, so in Petersburg (die hochangesehene „St. Petersburger Zeitung“), Moskau, Lódz, Cherson und Odessa.

Nächst Rußland kommt Brasilien, was die Bedeutung der deutschen Presse anbetrifft. In den schönen deutschen Kolonien von Porto Alegre, Blumenau, San Leopoldo und San Paolo finden wir zum Teil täglich, zum Teil mehrere Male in der Woche erscheinende deutsche Blätter. . . Daß selbst in den Urwäldern Brasiliens der deutsche Kultur- und Fortbildungstrieb rege und schaffensfreudig ist, bezeugt ein Blatt wie die „Allgemeine Lehrerzeitung für Rio grande do Sul“, Organ des deutschen evangelischen Lehrervereins. Mehrere deutsche Zeitungen gibt es auch in Argentinien, wo neben großen Blättern wie die „Deutsche La Plata-Zeitung“, das sehr hübsch ausgestattete evangelische Gemeindeflatt von Buenos Aires, das bereits im 22. Jahr-

gang steht, Erwähnung verdient, und in Chile die „Deutsche Zeitung für Chile“, die in Valparaiso erscheint.

Ein großes Blatt, das neuerdings auch eine in spanischer Sprache gedruckte Beilage über die Kriegsergebnisse enthält, ist die „Deutsche Zeitung von Mexiko“, die bereits im 34. Jahrgang steht. Ebenso erscheint in Venezuela eine deutsche Zeitung, die unserer Sache während des Krieges treffliche Dienste leistet. Die übrigen deutschen Blätter, die in der Diaspora erscheinen oder erschienen, haben für die Interessen unseres Volkstums verhältnismäßig weniger Bedeutung. Sie dienen mehr dem Fremdenverkehr oder reinen Handelsinteressen. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß sie etwa weniger Anspruch auf Unterstützung hätten, im Gegenteil, gerade diese müssen mit allen Mitteln über Wasser gehalten werden! Eine Zeitung muß aber noch genannt werden, die „Deutsche Wochen-Zeitung für die Niederlande und Belgien“, die bereits 23 Jahrgänge hinter sich hat und während des Krieges große Bedeutung gewonnen hat. Sie ist eine tapfere Verteidigerin der deutschen Sache im stammesverwandten, aber fremden, uns feindlichen Einflüssen nur zu leicht zugänglichen Nachbarland und erhält auch bei den in holländischer Sprache erscheinenden Zeitungen die wohlverdiente Beachtung. Leider wird diesem verdienstlichen Unternehmen in Deutschland nicht diejenige finanzielle Unterstützung — die z. B. in der Gestalt von Inferaten erfolgen könnte — zuteil, auf die es mit allem Recht Anspruch erheben könnte, und deshalb läßt die Ausstattung etwas zu wünschen übrig . . .

Es darf darüber kein Zweifel bestehen, daß alle diese Blätter nach dem Kriege vom Mutterlande aus mit aller Macht unterstützt werden müssen. Bereits jetzt geht in dieser Beziehung der „Verein für das Deutschtum im Auslande“ mit gutem Beispiel voran. Ich möchte hier den Vorschlag machen, daß der Verein nach dem Kriege als die Zentralstelle für den gesamten Vertrieb der deutschen Auslandszeitungen bei uns, sowie für die Aufrechterhaltung der Beziehungen zwischen deutscher Heimat und deutscher Auslands-
presse betrachtet wird . . .

Eine wichtige Aufgabe der deutschen Presse im Auslande wird es auch sein, nach dem Kriege an dem Abbau des fürchterlichen, allenthalben gegen uns eingemieteten Hasses mitzuhelfen. Die Presse war es, die diesen Haß in die Herzen der uns feindlichen Völker eingepflanzt hat, und nur durch die Presse wird man ihn mit Erfolg bekämpfen können. Nicht etwa, daß wir gedankenlose Lohhubeleien

von unseren in der Fremde lebenden Landsleuten erwarten. Einfache, sachliche Darlegungen und Aufklärungen über unser wahres Wesen und über unsere wirklichen Absichten werden einen besseren Dienst tun. Natürlich müssen dann alle Deutschen, die im Auslande leben, an dieser großen Arbeit mitwirken. Es wird nicht genügen, daß die Zeitungs-schreiber allein sich mit diesen Dingen beschäftigen. Ihre Arbeit muß durch weitestgehende Verbreitung der von ihnen herausgegebenen Zeitungen unterstützt werden. Aber die Qualität der deutschen Auslandszeitungen muß eine solche sein, daß sie auch von der nichtdeutschen Kulturwelt beachtet werden. Es wird notwendig sein, daß wenigstens die größeren deutschen Auslandszeitungen in Deutschland ihre eigenen, zuverlässigen Berichterstatter unterhalten, die häufig und regelmäßig über die Vorgänge in unserem Vaterlande berichten. Nicht Polemik und heftige Ausfälle gegen unsere Feinde, sondern ruhige, sachliche Erörterungen und Berichte werden da am Platze sein. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß das Ausland nach dem Kriege den innerpolitischen Vorgängen im Deutschen Reiche eine größere Aufmerksamkeit als früher zuwenden und dementsprechend auch die deutsche Auslands-
presse mehr beachten wird. Aus diesem Umstande muß dann die deutsche Auslands-
presse den größtmöglichen Nutzen ziehen. Die Vorgänge in unserem öffentlichen Leben, auf dem Felde des literarischen und künstlerischen Schaffens, vor allem aber in unserer Volkswirtschaft, müssen durch unsere Auslands-
presse in zuverlässiger und ausgiebiger Weise dem Auslande bekanntgemacht werden. Wenn die deutschen Auslandszeitungen diesen Aufgaben nicht gewachsen sein werden, so werden sie ein gut Teil von ihrer Existenzberechtigung einbüßen.

12. Die deutsche Mission im Auslande.

Von Karl Paul.

(Aus der Schrift „Flugschriften der deutschen Evangelischen Missionshilfe. Mission und Auslandsdeutschtum“, Gütersloh 1918, H. Bertelsmann, S. 9 f.)

Aus der unübersehbaren Menge der Auslandsdeutschen hebt sich heute für uns ein Stand besonders ab: die deutschen Missionsleute. Neben den Männern geistlichen Standes sind in ihm auch verschiedene weltliche Berufsarten vertreten: Lehrer, Ärzte, Handwerker, Land-

wirte und andere, denn der Missionsbetrieb ist sehr vielgestaltig geworden und umfaßt neben den rein religiösen auch manche Aufgaben des praktischen Lebens. Auch viele Frauen verheirateten und ledigen Standes. Wir treffen sie nicht an den Stellen der deutschen Welt Diaspora an, wo unsere Landsleute in größeren Mengen beisammen wohnen. Sie fehlen naturgemäß ganz im europäischen Auslande; ebenso in Nordamerika und den meisten südamerikanischen Siedlungsgebieten. Sonst aber sind sie allenthalben. Die nichtchristlichen Länder sind das Ziel ihrer Sendung. Sie verteilen sich also zumeist auf Asien, Afrika und Ozeanien. Gerade die äquatorialen Gebiete des Erdballs, die von der großen Menge deutscher Auswanderer und Ansiedler gemieden werden, wurden von ihnen verhältnismäßig reichlich besetzt. Sie sind, wie gesagt, ein Teil des erst geschilderten Stromes, haben aber ihre Berufsarten, die sie von anderen Auslandsdeutschen unterscheidet. Schon der Beweggrund ihres Hinausgehens ist ein anderer. Während Kaufleute oder Kolonisten ihren eigenen Vorteil suchen oder die Schätze anderer Länder für Deutschland nutzbar machen wollen, kommen sie als die Gebenden zu den fremden Völkern. Sie bringen ihnen, wenn man so sagen darf, einen geistlichen Exportartikel Deutschlands, bei dessen Angebot es nicht, wie beim materiellen Handel, auf das Herbeiholen eines entsprechenden Gegenwertes abgesehen ist. Sie tragen von uns das höchste Gut der Menschheit hinaus: den christlichen Glauben und die in seinem Gefolge befindlichen Segnungen und handeln dabei nach dem Grundsatz: Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch! Um ihren Zweck zu erreichen, müssen die Missionare eine viel engere Verbindung mit den Eingeborenen eingehen als andere deutsche Ansiedler. Sie lernen ihre Sprache, suchen ihr Vertrauen und versenken sich in das fremde Volkstum. Nicht so, daß sie auf die tiefere Stufe der Religiosität und Sittlichkeit hinabsteigen. Sie ziehen vielmehr die Farbigen zu sich empor. Mit einer solchen Arbeitsweise könnte die Gefahr einer Entfremdung von ihrer Heimat verbunden sein. Sie begegnen ihr durch einen ständigen literarischen Verkehr mit Deutschland, mit dessen geistigen Strömungen sie also verbunden bleiben, und durch den Ausbau ihres Familienlebens. Der evangelische Missionar heiratet in der Regel auch unter den schwierigsten klimatischen Verhältnissen. Das Familienleben ist ihm der immer fließende Jungbrunnen deutschen Wesens. Und nicht für ihn allein. Die in seiner Nachbarschaft woh-

nenden Kaufleute und Farmer genießen auf der Missionsstation die Wohlthat einer deutschen Häuslichkeit mit. Die Missionsgesellschaften aber gewähren den Missionarsfamilien nicht nur allerlei Vergünstigungen bei der Erziehung ihrer Kinder in Deutschland, sondern auch den Männern und Frauen selbst einen in bestimmten Zeitabständen sich wiederholenden längeren Urlaubsaufenthalt in der Heimat. Gerade dieser Punkt ist für die Bewahrung ihres Deutschtums auf dem weit vorgeschobenen Posten von besonderem Werte.

13. Zur Eröffnung des deutschen Auslandmuseums in Stuttgart.

Ansprache des Vorsitzenden des Vereins für das Deutschtum im Auslande, Wirtl. Geh. Rat und Kaiserl. Gesandter z. D. von Reichena u., bei der Gründungsverammlung des Museums am 10. Januar 1917.

(Aus dem Bericht über die Gründungsverammlung, S. 28 f.)

Zu dem heutigen Geburtstage des Deutschen Auslandmuseums in Stuttgart überbringe ich die besten Grüße und Wünsche des Vereins für das Deutschtum im Auslande, der schon seit über vierzig Jahren das Deutschtum außerhalb des Reiches erfolgreich schützt und fördert und zurzeit auf rund 60 000 Mitglieder angewachsen ist. Wir hoffen, in dem neuen Unternehmen einen willkommenen, wertvollen Bundesgenossen zu finden, bringen als Aufgabe die Fürsorge für die Einrichtung und Erhaltung der Schul- und der Presse-Abteilung in dem neuen Museum und vertrauen, daß uns gegenseitige treue, selbgraue Kameradschaft und Arbeitsgemeinschaft verbinden wird.

Diese tatkräftige, eintrachtige Arbeit zugunsten unseres Auslandsdeutschtums tut bitter not, denn betrübend und beschämend zugleich ist noch immer die weitverbreitete Unwissenheit und Gleichgültigkeit bei den Deutschen innerhalb des Reiches gegenüber allem, was die Stammesgenossen außerhalb desselben angeht. Fremder Völker Sitte und Art, Entwicklung und Leistungen verfolgen und erlernen wir mit „Fleiß und heissem Bemühen“, aber die Geschichte und die Leiden und Taten unserer Stammesbrüder außerhalb der Reichsgrenzen blieben und bleiben uns so gut wie fremd; kaum, daß wir von der räumlichen Verbreitung der Deutschen über den ganzen Erdball eine blasser Vorstellung haben. Und doch handelt es sich dabei um nicht

weniger als rund 30 Millionen Menschen, d. h. um ein volles Drittel des gesamten deutschen Volkstums: Das ist nicht nur eine Verfündigung gegen unser völkisches Gewissen, unsere völkische Pflicht, schwerer und schädlicher als der alte deutsche Erbfehler der Fremdentümelei, das ist auch eine echt deutsche unpolitische Verkennung der Bedeutung, die die Ausbreitung der Sprache und der geistigen Kultur für die politische und wirtschaftliche Macht eines Volkes besitzt.

Wie unsere Feinde in dieser Beziehung denken, das lehrt die freche und rohe Erklärung ihrer leitenden Staatsmänner, daß sie Krieg führen nicht nur gegen das Deutsche Reich, sondern gegen das Deutschtum überhaupt. Sie verstehen es nicht anders, wollen es nicht anders verstehen, als daß alles, was deutsch ist, zusammengehört und daß daher alle, selbst wenn sie rechtlich Angehörige der feindlichen Staaten und nur von deutscher Geburt oder Abstammung sind, zugrunde gerichtet werden müssen — mögen sie auch als die treuesten, zuverlässigsten Staatsbürger sich bewährt haben, wie es die Deutschen immer und überall getan.

Wohlan! Lernen wir von unseren Feinden! Lernen wir von ihnen, was die Deutschen im Auslande für uns bedeuten. Verstehen wir, welche Arbeit sie für uns geleistet haben, welche Arbeit sie erst recht nach dem Kriege für uns noch werden leisten müssen, welche Opfer sie gebracht, welchen Dank wir ihnen schulden! Begreifen wir es endlich, daß die Stammesgenossen außerhalb der Reichsgrenzen Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut sind, daß wir tatsächlich zusammengehören, daß wir geistig ein einzig Volk von Brüdern bilden und uns zusammenschließen müssen zur unzerstörbaren, bewußten, kraftvollen Kulturgemeinschaft, indem wir mit den Stammesbrüdern draußen und sie mit uns daheim in dauernder, geistiger und persönlicher Verbindung fortleben; erfüllt von vollem gegenseitigen Verständnisse und Vertrauen.

Diese Erkenntnis, dies Verständnis muß Gemeingut des ganzen deutschen Volkes werden: das zu erwirken, ist unsere gemeinsame Aufgabe, dazu beizutragen durch Unterstützung unserer Arbeit, die Pflicht eines jeden Deutschen. Nur dann werden wir die Zeichen der heilig großen Zeit verstehen, nur so werden wir, von innen nach außen bauend, das neue Deutschtum aufrichten können, das uns vorschweben muß als das Bild dessen, das wir werden sollen: Das Deutschtum, das in ruhiger natürlicher Würde, gleichweit entfernt von nationalem Sakaienwesen wie Prokentum als selbst-

sicheres, großzügiges, stolzes Herrenvolk durch die Welt schreitet, im Bewußtsein der Macht und mit dem Willen zur Macht, und das jeden einzelnen Deutschen mit dem Gefühl der vollen, freudigen Verantwortung durchdringt, die das stolze Wort in sich birgt: „Ich bin ein Deutscher“.

Den Willen und die Kraft zu diesem stahlharten, aufrechten, mannhaften Deutschtum schenke uns der alte deutsche Gott, der Eisen wachsen ließ und keine Knechte wollte und der auch unsere glorreichen Waffen weiter segnen möge zum deutschen Frieden durch den deutschen Sieg!

II. Besonderer Teil.

14. Das Verhältnis des österreichischen Deutschtums zur Gesamtnation.

Von Karl Lamprecht.

(Aus dem Buche „Deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart“, Zweiter Band: Geschichte der inneren und äußeren Politik in den siebziger bis neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts, Berlin 1913, Weidmannsche Buchhandlung, S. 382 ff.)

Ein Einblick in das Verhältnis des österreichischen Deutschtums zur Gesamtnation bedarf, um zutreffend zu werden, der Vorbereitung durch Aufhellung der deutsch-österreichischen Bevölkerungszahlen im einzelnen. Da verteilten sich nun nach der Volkszählung des Jahres 1900 innerhalb der cisleithanischen Reichshälfte die Deutschen so, daß sie in Niederösterreich 95 vom Hundert der Bevölkerung ausmachten, in Oberösterreich 99,4, in Salzburg 99,5, in Vorarlberg 94,7, in Tirol 55,5 (doch so, daß sie im Norden des Landes fast ganz kompakt saßen); — in dem alten Innerösterreich, den Ländern Steier, Kärnten und Krain, waren die entsprechenden Ziffern 74,8; 68,7 und 5,6; in den Sudetenländern Böhmen, Schlesien und Mähren 37,3; 44,7 und 27,9; — weit geringer endlich waren die Prozentsätze in den anderen, zu den Sätzen der Nation peripherisch gelegenen Ländern, in Galizien und in der Bukowina, in Dalmatien und im adriatischen Küstenland. Im ganzen wurden 9 171 000 Deutsche gezählt; sie machten 36 vom Hundert der Gesamtbevölkerung aus, und ihnen stand eine

Mehrheit von 15 494 000 Slawen gegenüber, die 60,5 vom Hundert der Gesamtbevölkerung bildete und sich aus Tschechen, Polen, Ruthenen, Slowaken, Slovenen und Serbokroaten zusammensetzte; verhältnismäßig am stärksten waren in ihr die Tschechen mit 5 955 000 und die Polen mit 4 258 000 Seelen vertreten. In den Ländern, in welchen sie überhaupt zahlreicher sitzen, in Mähren, Salzburg und Tirol, in Innerösterreich und den Sudetenländern, machten die Deutschen dabei im Jahre 1900 ein wenig mehr als die Hälfte der Bevölkerung aus.

War dies der Bestand im Jahre 1900, so gewährte ein Rückblick auf die nächste Vergangenheit um diese Zeit ein im allgemeinen nicht ungünstiges Bild. Für das Jahrzehnt von 1890 bis 1900 ergab sich zunächst in dem deutschen Anteil an der Bevölkerung des eigentlichen Deutschösterreichs ein wenn auch nur kleiner Fortschritt von 51,5 auf 51,6 vom Hundert; von einem Nachlassen der relativen deutschen Kopffahlen konnte also keine Rede sein. Gewinne wurden namentlich in Tirol gemacht, wo die Deutschen von 54,8 auf 55,5 vom Hundert zunahmen, und in Böhmen, während in Schlesien und Mähren Verluste eingetreten waren. Sah man von Tirol ab, so waren für die stärkeren Veränderungen im guten wie schlechten Sinne namentlich die Wandlungen der böhmisch-mährisch-schlesischen Industrie maßgebend. Hier wirkte der gewaltige Aufschwung in Nordböhmen durch verminderte Abwanderung außer Landes und Erhöhung des Geburtenüberschusses zugunsten des Deutschtums, während die wachsende Ausbeutung des schlesisch-mährischen Kohlenbeckens, das im slawischen Sprachgebiete liegt, diesem eine starke Zunahme slawischer Bevölkerung sicherte. Was Böhmen, eines der für die Zukunft alles Deutschtums wichtigsten Kronländer Österreichs, noch im besonderen anging, so hatten hier die Deutschen von 1890 bis 1900 um 9 vom Hundert (um 190 000 Seelen), die Tschechen dagegen nur um 7 vom Hundert (251 000 Seelen) zugenommen. Und auch in dem Jahrzehnt von 1880 bis 1890 hatte die Zunahme der Deutschen $5\frac{1}{4}$ vom Hundert, die der Tschechen nur 5 vom Hundert betragen. Dies alles, obgleich die nur im slawischen Geiste geführte Landesregierung, die Geistlichkeit, fast der gesamte, überaus mächtige Großgrundbesitz und die mit reichen Mitteln arbeitenden Tschechifierungsvereine einmütig gegen das deutsche Element wirkten. Mit welcher Skrupellosigkeit insbesondere auch die Landesregierung dies tat, das mag aus der Tatsache erhellen, daß nach dem Vorschlage des Landtages für 1901 für deut-

schen Unterricht 68 000 Kronen, für tschechischen 463 000 Kronen, für deutsch-gewerbliche Zwecke 68 000 Kronen, für entsprechende tschechische Zwecke 253 000 Kronen, für deutsche öffentliche Bauten 985 700 Kronen, für tschechische aber 2 465 000 Kronen ausgeworfen waren: — während die Deutschen 57,6 Prozent der Einkommensteuer des gesamten Landes zahlten und, wie wir sahen, 37,3 Prozent der gesamten Landeseinwohner ausmachten. Unter diesen Umständen kann man wohl von einem zähen Aushalten des deutschen Elementes reden, so sehr an einzelnen Stellen, namentlich in den bäuerlichen Gegenden der Alpenländer, von bedenklichen Schwunderscheinungen zu reden wäre.

15. Das Deutschtum in Süd-Tirol.

Von Karl Vormeng.

(Aus der Schrift „Geschichte des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande“ von Dr. Karl Vormeng [Schriften des Allg. Deutschen Schulvereins zur Erhalt. des Deutschtums im Auslande, Heft 2], Berlin 1900, Georg Reimer, S. 31—34.)

Nächst Böhmen beansprucht Süd-Tirol am meisten unsere Schularbeit. Während in früheren Jahrhunderten das Deutschtum bis nahe an Verona (Vern) herunterreichte, ist es jetzt bis nach Salurn zurückgedrängt, und die Italiener machen kein Hehl daraus, daß der Brenner die natürliche Scheidewand zwischen Italien und Deutichland bilden müsse. Damit hat es freilich gute Wege, seit das deutsche Gewissen erwacht ist und zielbewußt gegen weitere Verwelschung gekämpft wird. Merkwürdig ist es, daß die Italiener, die sonst für andere Dinge wenig Geld übrig haben, ganz außerordentlich hohe Summen aufbringen, wenn es gilt, in den deutschen Sprachinseln eine deutsche Schule zu Falle zu bringen. Der frühere Verein Pro Patria, jetzt die Lega nazionale, sind in diesem Sinne nicht weniger hartnäckig als die Tschechen in Böhmen. Im nationalem Kampfesmute überragen sie die Deutschen bei weitem. Diese zeigen auch hier oft Lässigkeit und machen des lieben Friedens halber möglichst wenig Aufhebens von ihrem Dasein, besonders in den Städten. Denn man glaube nur ja nicht, daß, wie die Italiener in die Welt rufen, das Deutschtum in Trient, Roveret und anderen Orten ganz erloschen sei. Alle Kenner stimmen darin überein, daß das Gegenteil der Fall sei. Aber es wagt nicht, im öffentlichen Leben hervor-

zutreten. Ganz wie in Triest, wo eine stattliche Minderheit der Deutschen dennoch ohne jeden Einfluß ist. Wie weit solche nationale Farblosigkeit manchmal geht, davon konnten wir uns in Böhmen überzeugen. In einer Stadt, in der ein Drittel der Bewohner dem Deutschtum angehörte, war es unmöglich, eine Ortsgruppe zustande zu bringen. Denn, so erklärten die Vertrauensmänner, wir würden ja keine Stunde mehr unseres Lebens sicher sein.

Es ist herborzuheben, daß, so wenig gerade in Tirol die Masse des Volkes von nationalem Selbstbewußtsein durchdrungen ist, doch einzelne patriotische Männer schon im Jahre 1867 einen Verein zur Unterstützung der deutschen Schulen in Welsch-Tirol gründeten, um der weiteren Entnationalisierung entgegenzuarbeiten. Dem Verein gehörten Männer wie Dr. Ignaz und Anton Zingerle, Schneller, Schumacher, Huber und viele andere an. Sie erstrebten im kleinen, was später der österreichische und der reichsdeutsche Schulverein im großen durchführten. Sie haben manchen guten Keim gepflanzt und z. B. viel dazu geholfen, daß vier Gemeinden des Ronsberges: Proveis, Laurein, St. Felix, Unsere liebe Frau im Walde, vor Verwelschung bewahrt blieben. Das Hauptverdienst gebührt freilich dem waderen Kuraten Franz Mitterer.

Die Sprachinseln, um welche seit Jahren der Kampf geht, befinden sich auf der linken Seite der Etsch. Das Fleimser Tal, ehemals ganz deutsch, ist jetzt bis auf zwei Gemeinden, Truden und Altrei, verwelscht. Diese beiden werden gehalten werden können.

Weiter südlich das Fersental ist am Talausgange nach Pesen hin und auf der rechten Seite des Fersentales verwelscht. Dagegen können die fünf Gemeinden der linken Seite: Nischleit, Vereut, Außerberg, Mitterberg, Palai, als dauernde Errungenschaften bezeichnet werden. Sie haben jetzt gut ausgestattete deutsche Schulen und Bäckereien. Leider ist die deutsche Sprache in der Kirche noch immer nicht überall zu ihrem Rechte gekommen. Aber auch das wird mit der Zeit durchgeseht werden.

Die südlichste Sprachinsel, unmittelbar an der italienischen Grenze gelegen, ist Lusarn. Auch hier ist lange und schwer gerungen worden, und es hat viele Opfer an Zeit und Geld gekostet, ehe es gelang, die deutsche Schule sicherzustellen. Sie ist jetzt von 110 Kindern besucht, ein Kindergarten und eine Spitzentlöppelschule sind damit verbunden. Trotzdem die erdrückende Mehrheit der Bewohner deutsch ist, läßt es sich die Lega nazionale angelegen sein, eine

italienische Privatschule (37 Kinder) zu unterhalten und, unterstützt von einflussreichen Persönlichkeiten, Machenschaften zu pflegen, um bei den Gemeinbewählern den deutschen Gemeinderat in einen italienischen umzuwandeln. Hoffentlich werden diese Pläne an der Latakrast der Deutschen scheitern. Nahe bei Lusarn liegen Safran, Vielgereut und St. Sebastian, deutsche Dörfer, aber leider der Verwelschung anheimgegeben, wenn es nicht gelingt, deutsche Schulen und Kindergärten durchzusetzen. St. Sebastian hatte Jahre hindurch eine deutsche Schule, sie ward auf Betreiben des Pro Patria-Vereins aufgegeben und durch diesen auch die Errichtung einer solchen in Vielgereut verhindert.

Die Erfolge im Fersental und in Lusarn sind wesentlich unserem Schulverein zu danken. Im einzelnen hat sich der zu München hervorgetan. Ganz besonders aber muß ich dreier Männer gedenken, deren Wirken in Süd-Tirol von außerordentlichem Werte gewesen ist, des Dr. Panctwiz, Dr. Rohmeier und des verstorbenen Dr. Vogl. Sie haben keine Mühen und Opfer gescheut, um sich an Ort und Stelle zu unterrichten, den Gemeinden gegen Antriebe der Gegner allerzeit mit Rat und Tat zur Seite gestanden, unserem Verein ihre Kenntnisse und Tätigkeit zur Verfügung gestellt. Vogl hat lange vor der Gründung des Schulvereins Jahr aus Jahr ein Süd-Tirol bereist und in deutsch-nationalem Sinne gewirkt. Unter dem Namen Mupperg hat er in süddeutschen Blättern zahlreiche Aufsätze veröffentlicht und ist nicht müde geworden, den Beifluß für die bedrängten deutschen Landsleute an der Sprachgrenze erschallen zu lassen. Auch das Korrespondenzblatt des Vereins verdankt ihm eine Reihe schätzbarer Beiträge.

Unmittelbar schließt sich an Lusarn östlich das zu Italien gehörende Gebiet der sieben Gemeinden mit dem Hauptorte Schläge (Asiago) an, von denen etwa fünf noch deutsch sind. Sicherlich hätte man diese Gemeinden beim Friedensschlusse 1866 durch Austausch mit italienischen für das Deutschtum retten können. Lusarn wäre dadurch eine wesentliche Stärkung seiner Stellung zuteil geworden. Auch die an der Rättnner Grenze in Italien gelegenen Sprachinseln Bladen, Zahre und Tschlwang hätten auf diese Weise dem deutschen Sprachgebiete erhalten werden können. Aber daran dachte kein österreichischer Staatsmann.

Der Schulverein hat in diesen Sprachinseln für Erteilung deutschen Unterrichts gesorgt, Bäckereien gestiftet und nähere Beziehungen anzuknüpfen gesucht, um das deutsche

Bewußtsein zu pflegen. Aber die Schwierigkeit des Verkehrs und die rastlos an der Verwelschung arbeitenden Italiener machen die Arbeit fast aussichtslos. Die südlicher gelegenen ehemaligen dreizehn Gemeinden sind jetzt bis auf eine ganz verwelscht. Mit ihnen, ebenso mit den deutschen Gemeinden am Monte Rosa konnten Beziehungen nicht angeknüpft werden.

16. Die Deutschen Siebenbürgens.

Von Oscar C a n s t a t t.

(Aus dem Buche „Die deutsche Auswanderung, Auswandererfürsorge und Auswandererziele“ von Oscar Canstatt, Koloniedirektor, Berlin-Schöneberg, o. J. [Vorwort von 1904], Verlag Ernst Hahn, S. 175 ff. Gefürzt.)

Unter den Massenwanderungen deutscher Volksbestände von ihren ursprünglichen Sitzen über die Grenzen Deutschlands hinaus nach anderen europäischen Ländern war die Übersiedlung sächsischer Volksstämme nach Siebenbürgen von ganz hervorragender Bedeutung. Denn dank der Energie der kraftvollen sächsischen Kolonisten wurde wiederholt dem Ansturm der Türken Halt geboten. Ein Denkmal ihrer heldenmütigen Verteidigung von Hof und Herd sind die noch heute als Festungen erscheinenden mauerumwehrten Dorfkirchen. Dank ihrem Fleiße und ihrer jähen Beharrlichkeit wurde ein vordem wenig bebauter Landstrich der nördlichen Balkanländer zu einem blühenden Kulturland umgewandelt. Die deutsche Einwanderung, welche auf Veranlassung des Königs Geisa II. von Ungarn (1141—61) im südlichen, damals noch öden und unbevölkerten Teile von Siebenbürgen im 12. Jahrhundert bereits ihren Anfang nahm und namentlich Sachsen aus Flandern, sowie Deutsche vom Mittel- und Niederrhein dahin führte, schuf aber auch einen der am weitesten vorgeschobenen Posten des Reichthums im Osten des einstigen deutschen Reiches. Die flandrischen Auswanderer sahen sich insbesondere zum Verlassen ihres Heimatlandes bewogen durch die ungeheure Überschwemmung und Meereshochflut, welche, nachdem sie eine Menge fruchtbarer Landes verschlungen hatte, den Zuhdersee bildete. Diese ersten nach Siebenbürgen verzogenen Deutschen ließen sich zumeist in der Gegend von Herrmannstadt, Mediaş und Schäßburg nieder. Ihnen verdankt unter anderem das 1178 erstandene Klausen-

burg seine Gründung, welches heute freilich am wenigsten die sächsisch-deutsche Eigenart bewahrt hat, vielmehr zu einer Hochburg der magyrischen Aristokratie geworden ist. Sehr verstärkt wurden die ersten deutschen Ansiedler, deren damalige Anzahl sich heute nicht mehr ziffermäßig darstellen läßt, durch die Verleihung des sogenannten Burzenlandes, in der äußersten Südostecke Siebenbürgens, durch König Andreas II. im Jahre 1211 an den deutschen Ritterorden, der es sich angelegen sein ließ, auch seinerseits deutsche Ackerbauer zur Besiedlung des Landes herbeizuziehen.

Diese neuen Kolonisten hatten im sogenannten Sachsenland, dem Königsboden, freies Grundeigentum und ihr eigenes deutsches Partikularrecht, das ihnen volle Selbstverwaltung gewährte.

Durch sie erhoben sich neben den obengenannten die Städte wie Mühlenbach, Kronstadt, Bistritz und andere mehr, die heute zum Teil bevölkerte, industrielle Plätze sind und wichtige Verkehrszentren der siebenbürgischen Lande bilden. Weit hin bekannt ist ja die Landeshauptstadt Herrmannstadt, wo deutsche Einwanderer schon im 12. Jahrhundert die Sibinburg (das heutige Herrmannstadt) am Sibirien stehen ließen, von der das ganze Land seinen Namen erhielt.

Später wurde Herrmannstadt, ja ganz Siebenbürgen, zu einem der Hauptstützpunkte der evangelischen Glaubenslehre, die dort bereits im Jahre 1520 Eingang gefunden und zu der sich beinahe alle Deutschen Siebenbürgens bekannten.

Da die ersten deutschen Einwanderer zum größten Teile dem Bauernstande angehörten, so war es natürlich, daß sie sich auch an ihrem neuen Wohnsitz vorzugsweise mit Ackerbau, Viehzucht, Obst- und Weinbau beschäftigten. Mehr und mehr widmeten sie sich später aber ebenso den Gewerben, und zurzeit hat sich ein nicht geringer Teil unserer Stammesgenossen auch auf die industrielle Tätigkeit in Fabriken geworfen. Wesentlich zur Fernhaltung von Not und Elend unter der siebenbürgischen Sachsenbevölkerung hat der Leute vernünftiges Zusammenhalten allezeit beigetragen. Das kommt am meisten in den sogenannten Nachbarschaftsartikeln zum Ausdruck, nach denen die Nachbarn zu gegenseitiger Hilfeleistung in Freud' und Leid förmlich verpflichtet sind.

Durchweg bedienen sich die gegenwärtig 217 670 Köpfe zählenden Deutschen Siebenbürgens (9,67 Prozent der Gesamtbevölkerung) des Hochdeutschen als Schriftsprache, während sich die bei ihnen herrschenden Mundarten den mittel-

und niederrheinischen Dialekten mit niederdeutschen Einflüssen nähern. Die Landesvolkstracht ist dabei eine ziemlich einheitliche und originelle; die Lebensweise eine dem westfälischen und niederrheinischen Bauernleben sehr ähnelnde. Wegen der Vorliebe der siebenbürgischen Bauern für den Speckgenuß pflegt man sie gern auch die „Speckbauern“ zu nennen.

Eine stärkere Zuwanderung von Deutschen in Siebenbürgen fand wieder Mitte des 18. Jahrhunderts statt, nachdem vom Kaiser am 31. Oktober 1733 ein eigenes Emigrationspatent erlassen worden sowie ein Fonds zur Unterstützung der Einwanderer gebildet war. Zumeist bestanden diese aus Protestanten. Sie wurden „Landler“ genannt. Der Zugzug begann im Jahre 1734 und führte zur Gründung der Ortschaften Neppendorf, Großau, Mühlbach und Großpold. Vornehmlich waren es Badenser, welche dorthin zogen, so daß die badische Regierung schon in Erwägung zog, welche Maßnahmen gegenüber dieser Bewegung ergriffen werden könnten. Namentlich aus dem Oberlande, z. B. aus der Gegend von Badenweiler, erfolgte 1749 ein starker Wegzug. Es waren Briese der bereits in Siebenbürgen angesiedelten Landsleute, welche die Badenser Verwandten und Freunde ermunterten, ihnen nachzufolgen. Zur Verminderung der Emigrationsbegier wurden deshalb von den badischen Behörden längere Zeit alle aus Siebenbürgen anlangenden Briese zurückgehalten. Doch mußte die Maßregel nicht viel.

In Siebenbürgen indessen galten die „Landler“ bei der großen Masse des Volkes lange Zeit hindurch als Fremdlinge. In die Mitte des 19. Jahrhunderts fiel endlich eine erneute Einwanderung, und zwar auf Betreiben des von seinen Landsleuten in Siebenbürgen als Nationalheld und Märtyrer gefeierten, 1849 als Revolutionär erschossenen Pfarrers Stefan Ludwig Roth. Dieser bereiste 1845 eigens Baden und Württemberg, wo damals die Auswanderungslust eine besonders rege war, um die Leute zur Übersiedlung nach Siebenbürgen zu bereden. Tatsächlich folgte ihm eine ganze Anzahl von Familien. Als aber 1846 an dreihundert Schwaben plötzlich auf einmal erschienen, erhob die Behörde, wohl auf besondere Veranlassung der ungarischen Regierung, Schwierigkeiten. Die meisten der Zugügler mußten umkehren, einige gelangten nach dem Banat, und nur ein kleiner Teil kam nach Siebenbürgen. Obgleich die Leute nicht unbemittelt waren, gingen sie doch elend zugrunde. Manche mußten ihr Leben mit den niedrigsten Arbeiten

fristen. Mit einem Wort: Roths Unternehmen endete mit einem kläglichen Mißerfolge.

Von jeher galten die Verhältnisse Siebenbürgens, wo der frei angelegene Grundeigentümer auf dem platten Lande gleich den Eigentümern in den Städten und Marktorten zu den Bürgern des Landes gezählt wurde und mit denselben gleiche Rechte genießen sollte, für die deutschen Einwanderer namentlich in den von den Sachsen schon bevölkerten Bezirken als sehr günstig. Gatten doch Unbemittelte fast überall auf sofortigen Verdienst zu rechnen.

Dem Landbau ist allerdings stellenweise die Steilheit des Gebirges trotz aller Fruchtbarkeit des Bodens etwas hinderlich. . . . Zudem ist das Land zur Aufnahme größerer Auswanderungen doch nicht groß genug

Was wir an unseren siebenbürgischen Stammesgenossen am meisten zu schätzen haben, das ist die Ausdauer, Kraft und Intelligenz, welche sie auf die Festigung ihres Wohlstandes auf einem weit vorgeschobenen Posten der Kultur verwenden, und ihr unererschütterliches deutsches Nationalbewußtsein. Wenn irgendwo, so ist auf sie der Riehlsche Ausspruch anwendbar, der besagt: „Seine Ausbauer und Fähigkeit macht den deutschen Bauern zum geborenen Kolonisten, sie hat ihn zum großartigen weltgeschichtlichen Bewerke geweiht, der Bannerträger deutschen Geistes und deutscher Besitzung an allen Weltenden zu werden.“

17. Der deutsche Wohltätigkeitsverein von St. Petersburg.

Von H. von Randow.

(Aus Randows im 7. Jahrgang, 4. Band, 1882, S. 137 ff. der „Deutschen Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart“, herausgegeben von Richard Fleischer, Berlin 1882, Verlag Otto Janke, erschienenem Aufsatz über „Deutsche Wohltätigkeit im Auslande“.)

Von den nichtamerikanischen Vereinen müssen wir des St. Petersburger Hilfsvereins, der den Namen „Deutscher Wohltätigkeitsverein von St. Petersburg“ führt, besonders gedenken. Er ist der erste europäische Hilfsverein, welcher gegründet wurde, der allen weiteren ähnlichen Vereinsbildungen Europas zum Muster diente, ohne in seiner Organisation, seiner ziffermäßigen Bedeutung . . . und seiner fruchtbringenden Wirksamkeit von irgendeinem anderen nicht-

amerikanischen Vereine erreicht zu werden. Denn nach der Höhe der laufenden ordentlichen Einnahmen, der Total-einnahmen, der Mitgliederzahl, der Zahl der Unterstützten und der Aufwendungen für Wohltätigkeitszwecke überragt er alle europäischen Vereine. Übertroffen wird er nur an Kapitalvermögen durch den Pariser Verein, dessen Vermögen einzig durch eine großartige Spende des Freiherrn von Diergardt in Bonn von 300 000 Mark zu der ungeöhnlichen Höhe von 560 000 Mark erhoben wurde; an der Kopfteilhöhe der Unterstützungen aber übertreffen ihn nur die Vereine von Stockholm, Barcelona und London. Nach dem Petersburger Verein bildete sich zunächst der Pariser Verein und durch Revision der Statuten der Londoner Verein, und nach seiner Gründung mußten dann erst vierzehn Jahre vergehen, ehe der nächste Verein in Zürich entstand.

St. Petersburg war wohl die Hauptstadt des europäischen Auslandes, wo sich die Notwendigkeit der Gründung eines deutschen Hilfsvereins am ehesten fühlbar machen mußte. Seit Peters des Großen Zeit hatten deutsches Wissen und deutsche Kraft zur Erziehung des rohen russischen Volkes beitragen müssen, und der Strom der deutschen Einwanderung hatte bis zum Jahre 1842 fortgedauert, ungeachtet sich im Laufe der Zeit auch die russische Gewerbthätigkeit gehoben hatte. Die Russen begannen bereits, ihrer deutschen Lehrmeister überdrüssig zu werden, und es wurde den deutschen Auswanderern mit jedem Jahre schwieriger, eine sichere Lebensstellung zu gewinnen. Trotzdem setzte sich der Strom neuer Buzügler fort, wozu teils die im Auslande noch im Gange gebliebene Kunde von Mangel an Arbeitskräften in Rußland und von dem Glücke, welches einige daselbst gefunden, teils die denachbarte Lage, teils auch der Umstand, daß seit Katharina II. alle russischen Kaiserinnen deutsche Fürstinnen, gewesen, wesentlich beitrugen. So konnte es nicht fehlen, daß ein bedeutender Teil der deutschen Auswanderer, nachdem alle seine Träume zu Schraum geworden, in das bitterste Elend verfiel. Es war daher gewiß ein ebenso schöner und edler als zweck- und zeitgemäßer Gedanke, den in unerschuldete Not geratenen Landsleuten eine wirksamere Hilfe zuteil werden zu lassen, als sie unregelte Privattätigkeit bieten konnte.

Die erste Anregung zur Gründung des Vereins gab im Jahre 1842 der in St. Petersburg lebende deutsche Arzt Dr. Spieß. Ihm schlossen sich der sächsische Gesandte Baron Seebach, der Dr. med. Meyer, G. Schulze und der

Banquier Baron Stieglitz an. Am 1. Dezember 1842 wurden die Statuten allerhöchst bestätigt. Wie der Gedanke der Gründung des Vereins ein völlig spontaner, aus dem unmittelbaren Bedürfnis hervorgegangener, selbständig gewesen war, so bauten sich auch die Statuten unabhängig von den Mustern des westlichen Kontinents auf. Der Verein gebieh bald. Im Jahre 1844 wurden Armenpfleger, gewählte Mitglieder der Gesellschaft zur Prüfung der persönlichen Notstandsverhältnisse namentlich unter den verschämten Armen, eingesetzt, eine Institution, die noch heute mit dem besten Erfolge besteht. Im Jahre 1845 wurde ein Arbeitsmagazin errichtet, in welchem bis in die neueste Zeit brotlose Arbeiterinnen beschäftigt werden (im Jahre 1880 105 Arbeiterinnen mit Fabrikation von Nähtereien, Strickereien und Stickerien im Belaufe von 45 000 Mark). Am 15. September desselben Jahres entstand ein Asyl für Frauen und am 1. Dezember 1846 ein solches für Männer, dem sich, nach Ankauf eines hölzernen Gebäudes im Jahre 1849, welches am 18. Mai 1850 eingeweiht wurde, in dem nämlichen Jahre die Gründung einer Mädchenerziehungsanstalt anschloß, der im Jahre 1853 diejenige einer Knabenerziehungsanstalt folgte. Im Jahre 1866 errichtete die Gesellschaft an Stelle des hölzernen Asyls und Erziehungs-hauses ein stattliches steinernes Gebäude. Seit 1880 hat die Gesellschaft auch die Beschaffung billiger Wohnungen mit in ihr Programm aufgenommen. So gehört heute zu den Aufgaben der Gesellschaft: Arbeitsnachweis, Beschaffung von Aufenthaltsscheinen, Kranken- und Armenpflege, Erziehungswesen, Reiseunterstützung und Sorge für Vinderung der Familiennot. Die Gesellschaft besitzt fünf besondere Stiftungen, von denen die Kaiser-Wilhelm-Stiftung, gegründet aus dem vom deutschen Kaiser aus den Petersburger Sammlungen für den Nationalbank gemachten Geschenk von 40 400 Mark, die bedeutendste ist. Nachdem der erste Präsident des Vereins, Baron Seebach, welcher elf Jahre, bis zum Jahre 1852, an der Spitze desselben gestanden, abberufen worden, erging am 20. August 1852 eine Kabinettsordre des Königs von Preußen, welche bestimmte, daß fortan jeder preussische Gesandte ex officio Präsident des Vereins sein solle. Von da ab besteht die Liste der Präsidenten aus: v. Nochow, Baron v. Werther, v. Bismarck, den Grafen v. d. Goltz und Neborn, dem Prinzen Reuß und, nach einer zweijährigen Vakanz, dem General von Schweinitz. Auch der Petersburger Wohltätigkeitsverein hat seine schwache Periode gehabt. Es ist dies die Zeit der sechziger

Jahre, in denen die Stellung im Komitee nur als Brücke für die Erlangung eines Ordens betrachtet, für den Verein selbst aber herzlich wenig getan wurde. Derselbe ging in seinen Leistungen, wie in seinen Mitteln bergab, bis sich, angeregt durch den verbienstvollen Herrn Friedrich von Stein, Männer zusammmentaten, die, unter Abänderung der schon im Jahre 1850 revidierten Statuten, energisch eine Regeneration des Vereins in die Hand nahmen, wobei eine Bestimmung aufgenommen wurde, wonach verboten ward, für Leistungen im Interesse des Vereins einen Orden anzunehmen. Seitdem ist der Verein von Jahr zu Jahr immer mehr in Blüte gekommen und darf als das Haupt der europäischen Hilfsvereine mit Zug und Recht angesehen werden. Die Feier des 25 jährigen Bestehens des Vereins wurde im Jahre 1867, also gerade in der schwachen Periode des Vereins, verhältnismäßig ziemlich geräuschlos begangen.

18. Das Deutlichkeit in den Ostseeprovinzen.

Von A. von Engelhardt.

(Aus dem Buche „Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands, ihre politische und wirtschaftliche Entwicklung“, München 1916, Verlag Georg Müller, S. 241 ff.).

Die Deutschen bilden in diesen Provinzen die Minorität. Das liegt in dem kolonialen Charakter des Landes begründet. Es kommt einzig darauf an, wer hier herrscht, herrschen kann und muß. Der Russe ist fremd auf diesem Boden, das bißchen asiatischer Firnis, das er aufgetragen, fällt im Nu ab, sobald der letzte Schinownik das Land verlassen hat. Letten und Esten haben keine eigene, den an der Ostseeküste zu erfüllenden geschichtlichen Aufgaben irgend entsprechende Kultur. Es sind Bauernvölker ohne eigene Geschichte, die sie befähigen oder ihnen auch nur ein Recht geben würde, im Weltgetriebe unserer Zeit eine Rüste zu beherrschen, um die seit sieben Jahrhunderten Großmächte werben. Diese Völkchen können nur unter dem Schutze einer großen, politisch arbeitenden, mächtigen und hochkultivierten Nation ihr bescheidenes Dasein weiterführen. Diese Nation ist die deutsche, deren Kultur sowohl die Letten als die Esten angenommen haben. Deutsch ist die ständische Verfassung des Landes, in der man den beiden eingeborenen Völkern ihren Platz angewiesen hat. Deutsch ist das Privat-

recht. Deutsche haben nach deutschem Muster dem Landvolk seine Gemeindeordnung, seine eigene kleine Organisation gegeben. Deutsch ist die Siedlungsform der Letten und Esten. Deutsch die evangelisch-lutherische Kirche, zu der sich fast das gesamte Landvolk bekennt. Deutsche haben die Volksschule geschaffen und verwaltet, Deutsche die Städte gegründet, Deutsche haben bis in die neueste Zeit das Land der Regierung gegenüber vertreten, haben die Selbstverwaltung ausgeübt, haben, mit einem Worte, hier geherrscht. Der Einwand, daß die Deutschen nur eine Minderheit bilden, ist angesichts dieser Tatsachen ganz hinfällig. Die Franzosen sind auf Korsika, in Nizza, in Algier gewiß in der Minderheit, dennoch ist dort Stadt und Land als französisch anzusehen. Um wieviel mehr besitzt aber das Deutschtum ein Anrecht auf die baltischen Provinzen, denen es schon vor vielen Jahrhunderten unauslöschlich den Stempel seines Wesens aufgedrückt hat. Auch sind die Gegensätze zwischen Letten und Esten nicht gering, der einzige Boden, auf dem diese einander sehr abgeneigten Völker sich begegnen, ist der der deutschen Kultur.

Die drei deutschen Ostseeprovinzen bilden in jeder Beziehung eine Einheit. Die deutsche Kultur und das kulturell herrschende deutsche Volkstum sind gleichmäßig über alle drei Provinzen verteilt. Dieselben Überlieferungen, dieselben Familien, dasselbe Blut eint die deutschen Bewohner Livlands, Estlands und Kurlands. Selbst die russische Regierung hat alle drei Provinzen immer als eine Einheit angesehen und danach behandelt oder mißhandelt. Die Verfassung, das Recht sind in allen drei Provinzen gleich. Eine Teilung dieser Länder wäre ebenso unvernünftig als grausam. Sie wäre aber auch auf die Dauer nicht zu halten, weil geographisch sowohl als politisch betrachtet eine solche Teilung die schwersten Folgen nach sich ziehen würde. Geographisch bildet die Linie von der Narowamündung durch den Weipus-See und über das Seen-, Sumpf- und Flußgebiet des sogenannten „polnisch Livland“ bis an die Düna östlich von Dinaburg eine ausgezeichnete natürliche Abgrenzung gegen Rußland. Diese Grenze bestand schon in der Ordenszeit; wie sehr sie von der Natur gegeben ist, beweist schon der Umstand, daß in den zweihundert Jahren, seit Livland und Estland zu Rußland gehören, der russische Volksstamm diese Linie nirgends nennenswert überschritten hat, obschon „polnisch Livland“ dem Gouvernement Witebsk einverleibt ist.

19. Das Deutschtum an der Wolga und in Süd-Rußland.

(Aus dem „Handbuch für das Deutschtum im Auslande“ [I. Nr. 1], S. 182—187. Stark gekürzt.)

Am 22. Juli 1763 erließ Katharina II. ein Manifest zur Berufung fremder Kolonisten in die menschenleeren und wüsten südlichen Provinzen des Reiches, um durch die herbeiströmenden Ausländer neue landwirtschaftliche Kenntnisse und Industrie unter ihren Untertanen zu verbreiten. Die Kaiserin, deren Wiege in Stettin gestanden hatte und die eine deutsche Fürstentochter aus dem Hause Anhalt-Zerbst war, hatte dabei hauptsächlich Deutsche im Sinn. Sie kamen aus Holstein und Westfalen, aus Hessen, Baden, Württemberg und der Pfalz, aus Bayern, Tirol, Sachsen, Schlesiens und Ostpreußen, wie aus Holland, dem Elsaß und der Schweiz. . . Die Zahl der ersten Einwanderer betrug etwa 25 000, die sich in den 140 Jahren mehr als verzehnfacht haben. . . Die reichste der Wolgakolonien ist heute Sarepta, in Folge des Handels mit Sareptasenf und Sareptabalsam; sie trägt noch völlig den Charakter einer Brüdergemeinde. Die inneren Einrichtungen der Kolonien spiegeln die Verhältnisse der alten Heimat wieder: an der Spitze steht ein aus der Mitte der Bauern heraus gewählter Schulze. . .

Auf einen Aufruf Alexanders I. hin wanderten 1818 Württemberger, die vorher in Preussisch-Polen gesessen hatten, im Steppenland Bessarabien ein und brachten es schon in den ersten Jahren durch Fleiß zu guten Erfolgen in der Landwirtschaft. Daher fanden sich von 1817—1842 etwa alle vier, sechs Jahre neue Kolonisten aus Württemberg, Polen und aus Oberhessen älterer deutscher Siedlungen am Dniestr ein und gründeten Tepliz, Sarata, Gnadental, Lichtental, Friedensstal, Hoffnungstal usw. Das Land hat guten Weizenboden, trägt auch schon Mais und Hirse und gibt einen guten Wein. Daneben nimmt die Viehzucht (Schafe) einen breiten Raum ein. . .

Besondere Erwähnung verdient die deutsche Kolonie in Odessa, begründet im Jahre 1803 durch 2990 meist schwäbische Kolonisten, denen 1804 noch 3785 Süddeutsche folgten. Beide Gruppen wurden vom damaligen Odesaer Stadtgouverneur, dem Herzog von Michelin, in nächster Nähe der Stadt an zwei Plätzen, der sog. „oberen“ und der „unteren“ Kolonie, angesiedelt. Sie erhielten Freiheit von allen Steuern und Lasten auf zehn Jahre, von jeglicher Militär-

pflicht und Einquartierung für immer sowie freie Religionsübung zugesagt. Doch wurde den anfangs mit solchen Sonderrechten ausgestatteten Kolonisten im Jahre 1843 eröffnet, daß sie fortan sich als Bürger Odessas zu betrachten hätten, und im Jahre 1873, nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, wurden sie der übrigen Bevölkerung völlig gleichgestellt. Diese „Handwerker der deutschen Bürgergemeinde“ bilden den Kern der deutschen Kolonie in Odessa, um den sich im Laufe der Zeit noch andere Bestandteile deutscher Nationalität gelagert haben. Das vierte und fünfte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts war die Blütezeit der deutschen Handelshäuser in dem großen Hafen des Schwarzen Meeres. . . Man schätzt die gesamte deutsche Bevölkerung Odessas auf mindestens 12 000 Seelen. . .

Um die Odesaer Kolonie schließt sich der große deutsche Liebentaler Kolonistenbezirk in einem am südlichen Ende des Gouvernements Cherson gelegenen, nach Süden zugespitzten Dreieck zwischen Dniestr und Schwarzem Meer. Es sind zehn große alte Kolonien mit einer Gesamtbevölkerung von rund 12 000 Seelen: Franzfeld (seit der 1896 erfolgten Umennung Michailowka), Freudental (Nikolajewskoje), Peterstal (Petrowka), Josefstal (Sergejewka) Mariental (Georgijewka), Neuburg (Wladimirovka), Alexanderfeld (Alexejewka), Großliebental (Martinskoje), Kleinliebental (Kenzjewka) und am steilen Meeresufer Lustdorf (Olgina), sämtlich nur 10—30 Werst von Odessa entfernt. . .

Bis zum Jahre 1820 sah es in ihnen allen ziemlich betrüblich aus, dann aber nahmen die Kolonien einen erfreulichen Aufschwung: es wurde eine rationellere Bewirtschaftung des Landes angestrebt, Obst- und Waldbäume und Reben wurden angepflanzt, Viehzucht und Milchwirtschaft gehoben, sogar der später wieder aufgegebene Seiden- und Tabakbau eingeführt. . . Zu den zehn alten sind noch dreizehn neue Kolonien gekommen, unter denen besonders das im Jahre 1830 nördlich von Odessa auf Kronland gegründete Glübdendorf zu nennen ist. . .

Eine besondere Stellung nehmen die deutschen Mennoniten-Kolonien in Süd-Rußland ein. Zuerst 1783, dann im neuen Jahrhundert bis 1836, wanderten aus Westpreußen viele Hunderte Familien dieser Sektierer aus. Sie siedelten sich in den Kreisen Alexandrowskij und Jekaterinoslaw an. . . In den Mennoniten-Dörfern sind in vielen Stücken gemeinde-sozialistische Gedanken verwirklicht. . . Ein Band anderer mennonitischer Kolonien zieht sich im Gouvernement Taurien an der Molotschna hin. Sie entstanden zwischen 1804 und

1857... Auch diese Siedler kamen aus West- und Ostpreußen und mögen heute insgesamt 20 000 Seelen stark sein. Ein großer Teil ist, als ihm in Jekaterinoslaw und Laurien der Raum zu eng wurde, zwischen 1850 und 1860 ins Gouvernement Samara ausgewandert. . . Betreffs aller dieser deutschen Kolonien in Rußland ist zu bemerken, daß sie sämtlich dem Untergange geweiht sind, wenn die Absichten der russischen Regierung zur Ausföhrung kommen. Die in ihnen lebenden Deutschen werden systematisch desorganisiert und durch Russifizierung ihrer Schulen entnationalisiert. Da es kein Mittel gibt, ihnen in diesen Nöten zu helfen, wäre darauf hinzuwirken, daß ihnen die Auswanderung erleichtert wird. Sie bieten ein kostbares Material zur Besiedlung von Posen und Westpreußen, sowie namentlich zur Besiedlung von Südwest-Afrika. Aber allerdings dürfte damit nicht gezögert werden, da diese an sich vortrefflichen Elemente durch die Verhältnisse der an ihnen zehrenden russischen Wirklichkeit stetig gemindert und geschädigt werden.

20. Die Kulturarbeit des Deutschtums in Rumänien.

Von Karl Reissenberger.

(Aus Reissenbergers Besprechung des Buches von Emil Fischer über den Gegenstand in der „Deutschen Erde“, 10. Jahrgang, 1911, Gotha, Justus Perthes, S. 103 f. gekürzt.)

Von den Siebenbürger Sachsen wurden schon in früherer Zeit (meist im 13. Jahrhundert) deutsche Niederlassungen in der nördlichen Moldau und nördlichen Walachei gegründet. Sie sind für die Entwicklung der rumänischen Fürstentümer, denen bis zum 16. Jahrhundert das nationale Bürgertum abging, von Bedeutung geworden, aber allmählich im Rumänentum aufgegangen. Doch erinnern noch Familien- und Ortsnamen, Inschriften auf Grabsteinen, manche Rechtsgewohnheiten und Einrichtungen im Hausbau an das erloschene Deutschtum.

Als im 14. Jahrhundert unter den Siebenbürger Sachsen Gewerbe und Handel zu hoher Blüte gedieh, blieb das auch auf die Rumänen in den Fürstentümern nicht ohne Einfluß. Da diese über Ackerbau und Viehzucht sowie die einfachste Hausindustrie nicht hinauskamen, so arbeitete für sie der sächsische Handwerker daheim oder jenseits der Karpathen, wohin er ausgewandert war, und der sächsische Kaufmann, der damals ferne Straßen zog, nahm seinen Weg auch über

die rumänischen Fürstentümer. Auch in den späteren Jahrhunderten, als Gewerbe und Handel bei den Sachsen nicht mehr die Rolle spielten wie ehemals, blieben Moldau und Walachei noch deren Absatzgebiete bis zum Jahre 1887, in dem der Zollkrieg zwischen Österreich-Ungarn und Rumänien ausbrach, der erst mit diesem Jahre endete. Siebenbürgisch-sächsische Handwerker verlegten ihre Werkstätten nun wohl auf rumänischen Boden, siebenbürgische Großindustrielle gründeten drüben auch einige Fabriken, die vortrefflich gediehen. Aber im 19. Jahrhundert waren auf dem Gebiet des Handels und der Industrie auch andere Staaten und Nationen in den Wettbewerb eingetreten. An der Spitze steht jetzt Deutschland, welchem der Handel, den seine Angehörigen anregen, vermitteln, ausführen, nach Fischer jährlich 142 Millionen Mark einträgt.

Im Kriegswesen der älteren Zeit haben die rumänischen Hospodare als Freunde und Feinde von den Siebenbürger Sachsen einiges gelernt, aber in neuester Zeit dankt das rumänische Königreich die vorzügliche Einrichtung seines Heeres und dessen glänzende Erfolge seinem deutschen Herrscher aus dem Hause der Hohenzollern. Welche Fortschritte hat Rumänien überhaupt unter Karl I. und seiner hochgefinnten Gemahlin, der deutschen Dichterin, gemacht! Man vergleiche die Zustände vor 1866 mit den heutigen!

Zahlreich sind die deutschen Ärzte und Apotheker, die in Rumänien gewirkt haben und noch wirken, und groß ist der Einfluß der deutschen Wissenschaft auf die Entwicklung der rumänischen. . . Auf die bescheidenen und spärlichen Schulen der älteren Zeit dürfte das sächsische Schulwesen einigermaßen eingewirkt haben. Die im 16. Jahrhundert erfolgte Gründung der höheren Schule zu Cotnari in der Moldau, an die Lehrer aus Deutschland berufen wurden, geht unmittelbar auf die protestantisch-humanistische Strömung in diesem Lande zurück. Heute bestehen in Rumänien zwanzig deutsche (evangelische) Schulen. An erster Stelle ist jene der Bukarester evangelischen Gemeinde, die, stets ein wichtiger Sammelpunkt des Deutschtums, am Ende des 18. Jahrhunderts von Siebenbürger Sachsen gegründet, heute etwa 9000 Seelen umfaßt. Die Bukarester evangelische Schule gliedert sich in Volksschule, höhere Mädchenschule, höhere Handelsschule und die erst im Jahre 1912 ganz ausgebauten achtklassige Oberrealschule. Das Deutsche Reich spendet dafür jährlich 30 000 Mark und übt durch seine sachmännlichen Organe die Oberaufsicht aus, Österreich-Ungarn steuert 8000 Gulden bei. Die Schülerzahl betrug am An-

fang dieses Schuljahres (1910/11) 2063, darunter sind etwa 700 Nichtdeutsche. Unter den westeuropäischen Literaturen hat neben der französischen die deutsche auf die Entwicklung der rumänischen Nationalliteratur Einfluß genommen. . . Auch um bildende Kunst und Musik haben sich unsere Volksgenossen in Rumänien immer aufs neue verdient gemacht. Es sind im ganzen 50 000 Deutsche, die gegenwärtig dort wohnen, davon entfällt etwa die Hälfte auf Bukarest. Hier sind sie durch ihre Bildung, ihr entwickeltes Vereinswesen und ihre Sitte auch am meisten richtunggebend für die Rumänen geworden.

21. Steins Urteil über die Mitwirkung der Deutschen bei der Wiederherstellung des breiteten Griechenlands.

(Aus der bei G. S. Perh, Leben des Ministers Freiherrn vom Stein, Band 6, S. 859 ff., abgedruckten Denkschrift Steins für den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg vom 19. März 1830.)

Daß die Zivilisation des wieder erstandenen Griechenlands aus deutschen Elementen hervorgehe, ist auch ohne allen Zweifel mit den Absichten Rußlands in vollkommenstem Einklang, denn dieses große Reich, von dem alle Vorkerungen zur Verbesserung des Looses von Griechenland ausgingen, sobald der Wahn des Einflusses des Karbonarismus verschwunden war, schätzte, wählte seit Peter dem Großen deutsche Kultur zu seinem Vorbilde; wieviele seiner großen Staatsmänner und Feldherren waren nicht Deutsche, z. B. Ostermann, Münch usw., und noch die Gegenwart sieht Diebitsch an der Spitze eines siegreichen Heeres den Frieden zu Adrianopel schließen, Cancrin (ein Hesse) leitet seine Finanzen, Kesselrodt seine Politik, auf seinen Universitäten, an seinen Akademien, an seinen Gymnasien, an der Spitze seiner Kadettenhäuser finden wir Deutsche (General Rlinger). Das russische Regentenhaus ist ein deutsches, und mit Recht und Vertrauen dürfen wir von G. R. S. erwarten, daß einem deutschen Fürsten, den sein Vaterland verehrte, als er die ihm anvertraute geistige, sittliche und politische Wiedergeburt Griechenlands auf deutsche Elemente gründen werde.

22. Christoph Philipp Oberkampff.

(Aus Strickers „Germania“ (f. Nr. 7).)

Oberkampff (Christoph Philipp), Gründer der berühmten Rattendruckerei zu Jouy (Dorf im Bezirk Versailles) und

der Baumwollspinnerei zu Essonne (Dorf im Bezirk Corbeil), Mitglied der Ehrenlegion, war geboren 1738 zu Weissenburg im Markgraftum Ansbach. Sein Vater, ein Mann von Genie in seiner Kunst, die er gewissermaßen erfand, ließ sich, nachdem mehrere deutsche Städte ihn von sich gewiesen hatten, zu Arcan in der Schweiz nieder, wo seine Manufaktur bald Wohlstand verbreitete und ihm das Bürgerrecht verschaffte. Hier lernte der junge Oberkampff die Kunst, welche er später so vervollkommnete. Vor ihm kannte man in Frankreich nur die teuren indischen und perischen Zibe und Kattune, deren Verfertigung ebenso zeit- als kostspielig war; die in einigen benachbarten Ländern nachgemachten Kattune aber durften in Frankreich nicht eingeführt werden; man hielt diesen Manufakturzweig sogar der französischen Flachs-, Hanf- und Seidenkultur für nachteilig. Alle diese Hindernisse überwand der junge Oberkampff, der, 19 Jahre alt, seine Kunst nach Paris verpflanzte, durch Genie, Mut und Beharrlichkeit. Er erlangte die königliche Erlaubnis 1759, und mit 600 Frank legte der Jüngling in einem Lande, dessen Sprache und Religion nicht die seinigen waren, den Grund zu einer großen Manufaktur, die eine öde Gegend mit Anlagen schmückte, mehr als tausend Menschen ernährte und Frankreich von einem beträchtlichen Tribut an den ausländischen Gewerbsfleiß befreite. In einem Bauernhause im Tale Jouy war er allein zugleich Zeichner, Formenstecher, Drucker und Maler; bald hatte er sich Gehilfen für den Plattenwie für den Walzendruck gebildet; ein Morast ward ausgetrocknet, und in wenig Jahren zählte man über 1500 Menschen in einer Gegend, die ehemals als ungesund nicht bewohnt wurde. Die Ökonomen, eifrige Verteidiger der Gewerbefreiheit, vorzüglich Abbé Morellet, wurden die Schuhredner des angefeindeten und verfolgten jungen Fremdling bei den Behörden, beim Hofe und bei der Nation. Oberkampff erweiterte seine Anstalt mit jedem Jahre; er mußte sich durch Agenten in Deutschland und England, selbst in Indien und Persien, alle technischen Vorteile und Geheimnisse seiner Kunst, besonders in der Färbung, zu verschaffen. Bald entstanden in Frankreich ähnliche Anlagen; man zählte gegen dreihundert, die 200 000 Arbeiter beschäftigten, und Frankreich gewann auf 60 Millionen Frank an hohen Stoffen einen Erwerb von 240 Millionen Frank. Ludwig XVI. erhob den ersten Gründer dieses wichtigen Manufakturzweiges in den Adelsstand, der Departementsrat wollte ihm eine Bildsäule errichten, aber der bescheidene, schlichte Oberkampff lehnte diese Ehre ab. Während der

Schreckensregierung 1793 entging er nur mit Mühe der Verurteilung, später trug man ihm eine Stelle im Senat an, die er aber ebenfalls ablehnte. Als Napoleon die Manufaktur zu Jouy besuchte, gab er dem Besitzer von seiner Brust das Kreuz der Ehrenlegion. Bei einem anderen Besuche sagte der Kaiser: „Sie, mein Herr von Jouy, und ich, wir beide führen wacker Krieg mit den Engländern, Sie mit Ihrer Industrie, ich mit den Waffen.“ — „Doch Ihre Art, Krieg zu führen,“ setzte er hinzu, „ist die bessere!“ Oberkampf war eben damals beschäftigt, das Spinnen und Weben mit Maschinen den Engländern nachzuahmen. So entstand die Anstalt zu Essonne, die erste dieser Art in Frankreich. Im Jahre 1815 litt seine Manufaktur zu Jouy sehr durch den Krieg und den Aufenthalt der fremden Truppen. Die Werkstühle standen still, und Arbeiter, die er sechzig Jahre genährt hatte, baten ihn um Brot. „Dieser Anblick tötet mich“, sagte der brave Oberkampf, und so war es auch. Er starb im Oktober 1815. Sein Neffe, der Mechaniker und Manufakturist Samuel Widmer, wurde Oberkamps Nachfolger.

23. Peter Schneider.

(Aus Strickers „Germania“ [I. Nr. 7])

Einem Deutschen war es vorbehalten, die Wiener aus ihrer Apathie hinsichtlich ihrer antiquarischen Reichthümer aufzuschütteln. Die Geschichte dieses Ehrenmannes zeigt uns wieder einmal im Leben, wie es uns so oft mit Wehmut und zugleich mit Groll gegen die Alltagswelt erfüllt, wo das Glend den großherzig nur seinem Genius folgenden Künstler aus hohem Flug endlich zur niedern Erde herabzieht und den mit Undant belohnten und den materiellen Interessen des Lebens entfremdeten zum einsamen Grabe geleitet. Peter Schneider, geboren zu Gerlingen in Thüringen (bei Nordhausen), kam im Jahre 1775 nach Wien; er hatte einige Zeit in Paris verweilt und war jetzt auf der Reise nach Italien begriffen, wo er sich als Maler auszubilden gedachte. Ueberrascht und bald gefesselt durch die Überreste römischer Größe, die er zu Wien fand, schiebt er die Fortsetzung seiner Pilgersfahrt immer weiter hinaus; die Bekanntheit mit einigen Bürgern der Stadt, welche dem jungen Künstler wohlwollend entgegenkommen, wird für diesen ein neues Band, und als zwei seiner Freunde, beide Mitglieder des Stadtrats, ihm vor-

schlagen, einer in ihrer Stadt zu errichtenden Zeichenschule vorzustehen, entsagt der Reisende seinen ferneren Plänen und läßt sich in der ihm gebotenen Heimat nieder. Von diesem Tage an widmet der Adoptivbürger von Wien alle nach Erfüllung seiner Lehrerpflichten ihm übrig bleibende Zeit der Verherrlichung seiner neuen Vaterstadt, indem er die Denkmäler derselben aufsucht, wiederherstellt, beschützt und durch genaue Zeichnung und Beschreibung auf immer der Vergessenheit entreißt. Durch eine bedeutende Sammlung von Antiken, durch welche sein rastloser Eifer den Grund zum heutigen Museum von Wien legt, sucht er unter seinen Mitbürgern den Sinn für Kunst und Altertum zu erwecken, ja er erbaut sogar auf eigene Kosten das Theater, welches die Stadt noch jetzt besitzt. So mannigfaltige Arbeiten und Unternehmungen hatten Schneiders keines Vermögen erschöpft und ihn am Abend seines Lebens fast in bitteren Mangel versetzt, eine Lage, welche die Dankbarkeit seiner Mitbürger zu erleichtern sich keineswegs bereit zeigt. Es blieb dem armen alten Künstler aber noch ein Wunsch, eine Hoffnung: er hatte den größten Teil seines Lebens damit hingebracht, die Denkmäler von Wien zu zeichnen und zu beschreiben; er wäre ruhig und zufrieden dem Ende seiner Erdenlaufbahn zugeschwunden, hätte er die Freude gehabt, seine Handschrift, dies Kind seiner tätigsten und schönsten Lebensjahre, in würdiger Ausstattung in die Welt treten zu sehen; vergebliches Wünschen und Hoffen! Schneider starb im Jahre 1813, und sein verdienstvolles Werk liegt noch heute, wie er es verlassen, in der Bibliothek der Stadt.

24. Die klassische Zeit der deutschen Diplomatie in Rom.

Von Friedrich Noack.

(Aus dem Buche „Friedrich Noack, Deutsches Leben in Rom 1700 bis 1900“, Stuttgart und Berlin 1907, F. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, S. 185 ff. Gefürzt.)

Überschaut man die lange Reihe von Botschaftern und Gesandten Deutschlands in der ewigen Stadt, so gewinnt man den Eindruck, als ob überhaupt in den fünfzig Jahren nach der französischen Revolution in Preußen wie in verschiedenen anderen deutschen Staaten ungewöhnliche und erfreuliche Grundzüge bei der Besetzung diplomatischer Posten

beim päpstlichen Stuhl maßgebend gewesen seien. Vielleicht herrschte damals wirklich in den Regierungen das Gefühl vor, daß man an einen Platz wie Rom nicht jeden beliebigen Mann in Uniform schicken könnte und daß ein Gesandtenposten doch im Grunde etwas anderes wäre als ein Reise-Stipendium oder Vergnügungsposten für adelige Lebemänner; jedenfalls waren die deutschen Staaten zu keiner anderen Zeit in Rom von einer so stattlichen Reihe geistig bedeutender und hochgebildeter Männer vertreten, die fern von bureaukratischer Engherzigkeit und Standesvorurteilen ihren Beruf ernstlich in der Fürsorge für ihre Landsleute im Auslande erkannten, die in und mit der deutschen Kolonie lebten, statt sich in vornehmerm Dünkel von ihr abzuschließen, und die durch reiche Gaben des Geistes und des Herzens ihre Nation ehrenvoll vertraten.

Preußen hatte die Reihe seiner Geschäftsträger in Rom mit dem Altertumsforscher W. Uden eröffnet und ihm in W. v. Humboldt einen seiner größten Geister folgen lassen; man blieb zunächst dieser Überlieferung treu, sandte nach der Wiederherstellung der Hierarchie 1814 bis 1816 den Kunstschriftsteller v. Ramdohr, nach ihm den tiefgelehrten Geschichtsforscher Niebuhr als Gesandten an den päpstlichen Hof und gab demselben zuerst den Philosophen Chr. Aug. Brandis, seit 1818 den als Staatsmann wie als Gelehrten auf kirchengeschichtlichem und archäologischem Gebiet gleich ausgezeichneten Bunsen als Legationssekretär bei. Niebuhrs Wirksamkeit in Rom würde allein schon unvergesslich sein durch die redliche Förderung, die er den deutschen Künstlern, vor allen Cornelius, angedeihen ließ, wie durch seine eigene und die von ihm angeregte wissenschaftliche Tätigkeit anderer; sie erweckt unser menschliches Interesse noch besonders durch die Herzlichkeit und Selbstlosigkeit, womit er sich jedes preußischen und deutschen Landsmannes annahm, der in seinen Kreis trat. Die Geschichte seines fast siebenjährigen Aufenthalts in Rom ist reich an liebenswürdigen Zügen dieser Art, wie er z. B. den jungen Baumeister Gau in seiner Ausbildung zu fördern bemüht war . . . , wie er den aus dem griechischen Freiheitskampf zurückkehrenden Franz Dieber trotz seines abgerissenen Zustandes gastlich aufnahm und wissenschaftlich wie materiell unterstützte . . . In dem gleichen edlen Sinne, als Mensch und nicht als Höfling oder Bureaukrat, hat sein Nachfolger Bunsen fünfzehn Jahre lang vom Kapitol herab die preußische Gesandtschaft geleitet . . . Ist nach ihm auch kein Mann mehr von gleicher Bedeutung an seine Stelle getreten, so folgte auf ihn doch

noch eine Reihe von Gesandten, die, zum Teil unter seiner Augen herangebildet, in sehr würdiger Weise sein Werk fortsetzten und auch unter die besten preußischen Diplomaten zu zählen sind . . . Dieser Reihe um die deutsche Kolonie verdienter und geistig bedeutender preußischer Diplomaten wären noch der gelehrte und weitgereiste Generalkonsul Bartholdy anzufügen, der neben anderen politischen Schriften jahrelang literarisch für die Allgemeine Zeitung tätig war und als feiner Kunstkenner eine wertvolle Sammlung von antiken Glasarbeiten, Terrakotten, Bronzen, Elfenbeinwerken und etruskischen Vasen zusammengebracht hat, sowie der zwischen 1840 und 1860 wiederholt als Gesandtschaftssekretär und Geschäftsträger in Rom wirkende fruchtbare Geschichtsschreiber A. v. Reumont, der mehr als irgendeiner seiner Kollegen dazubeigetragen hat, italienisches und deutsches Geistesleben einander nahe zu bringen, teils durch seinen regen persönlichen Verkehr, teils durch seine fleißige literarische Arbeit in Zeitschriften und selbständigen Werken von dauerndem Wert.

25. Das Deutschtum in Rom.

Von Friedrich Noack.

(Aus dem Buche „Friedrich Noack, Deutsches Leben in Rom 1700 bis 1900“, Stuttgart und Berlin 1907, F. W. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, S. 350.)

Wer den heutigen Stand des Deutschtums in Rom mit vergleichendem Rückblick über die vergangenen Jahrhunderte betrachtet, der kann ein Gefühl stolzer Befriedigung nicht verhehlen über den Reichtum an deutscher Volkskraft, der dort herangewachsen ist. Des ewig wechselnden Elements der Touristen und Wintergäste nicht zu gedenken, finden wir eine nach Hunderten zählende Schar mehr oder minder fest ansässiger, beruflich daselbst tätiger Deutschen. Hat das Künstlertum auch nicht mehr das Übergewicht, so sucht doch immer noch eine stattliche Schar bildender Künstler in Rom ihre letzte Ausbildung und findet starke Anregung für ihr Schaffen, eine zahlreiche Gelehrtenkolonie ist daneben ausgebildet, an den großen staatlichen Instituten wie in der Stille der alten kirchlichen Stiftungen wird eine emsige wissenschaftliche Arbeit betrieben, viele deutsche Tageszeitungen und Zeitschriften unterhalten in der ewigen Stadt schriftstellerische Mitarbeiter, die deutschen Buchhandlungen

zählen zu den angesehensten Roms, im Bankgeschäft, in Handel und Industrie wie im Verkehrs- und Gasthofsweesen, in Technik und Handwerk sind zahllose Deutsche tätig: eine Fülle von deutscher geistiger und wirtschaftlicher Kraft ist hier unablässig an der Arbeit, um deutsche Kultur zu verbreiten und mit der ausländischen in Verbindung zu erhalten. Keine andere Nationalität kommt an Umfang des Wirkens der deutschen gleich. Aber mit Bedauern sieht der Patriot, daß dieses vielgestaltige, vielgeschäftige deutsche Leben an Zersplitterung leidet, daß es ihm an Einheit und Zusammenhalt fehlt, daß die alte deutsche Erbsünde der Uneinigkeit hier fast noch schädlicher wuchert als in der Heimat, daß das Deutschtum Roms, statt einen einzigen großen Strom zu bilden, nach einer Unmenge kleiner Mittelpunkte auseinanderfließt. Haben wir doch in der ewigen Stadt u. a. das beklagenswerte Schauspiel einer Spaltung der deutschen evangelischen Gemeinde erlebt, sowie des Nebeneinanderbestehens zweier deutschen Schulen, einer paritätischen und einer evangelischen, die einander bekämpften, statt sich zu gemeinsamem nationalen Werk zu vereinigen. Alles, was sonst unserer Nation an politischer Rückständigkeit noch anklebt und trennend wirkt, Kastengeist, Standesdünkel, Bekennnishaß und sonstige Eigenbrödelei, das schießt in diesem deutsch-römischen Mikrokosmos besonders üppig ins Kraut. Wäre das an geistiger Kraft so reiche Deutschtum Roms in sich besser gefestigt und geeint, so würde die deutsche Kolonie vor allen anderen eine imponierende Stellung einnehmen und zweifellos für die Geltung und den Einfluß deutscher Kultur in Italien erfolgreicher wirken können. Aber sie wartet noch auf den Mann vom Schläge Wilh. v. Humboldts oder Bunsens, der dieses Wunder der Zusammenfassung zentrifugaler Kräfte vollbringen und damit dem deutschen Ansehen in der Alma Urbs einen unvergeßlichen Dienst leisten möchte. Das Vaterland hat ein dringendes Interesse daran, daß gerade in Rom, das mit seinem unerhöplichen Reichtum an Kulturwerten dem geistigen Leben Deutschlands enger verknüpft ist als irgendeine andere Stadt der Welt, das Deutschtum in geschlossener, machtvoller Einheit dastehe.

26. Deutsche Arbeit in Ägypten.

Von Friedrich Becker.

(Aus einem in der Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Welt“ [S. zu Nr. 9] I. Jahrgang 1915, S. 74 ff., erschienenen Aufsatz über diesen Gegenstand.)

Es kann nicht meine Aufgabe sein, zusammenzustellen, was Gelehrte wie Brugsch, Schweinfurt, Lepsius in der Vergangenheit, was die deutschen Mitglieder der Bibliothek in Kairo, des agronomischen Versuchsamtes, der Medizinschule und Sanitätsbehörden, des Instituts für ägyptische Altertumskunde bis heute zum Ruhme der deutschen Wissenschaft für Ägypten geleistet haben, ebensowenig, wie die zielbewußte Arbeit deutscher Kaufleute und Ingenieure dem Lande Kredit und Waren vermittelte, erfolgreiche Fabriken errichtete, mustergültige Lagerplätze für Holz und Baumwolle schuf, gute Dampferverbindungen einrichtete.

Seit Ende der achtziger Jahre sind die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Ägypten in überraschender Weise gewachsen. Während im Durchschnitt in den Jahren 1885/89 der Wert des gesamten Warenhandels zwischen diesen beiden Ländern nicht viel mehr als 1 Million Mark betrug, haben im Jahre 1912 die erreichten Umsätze bereits die gewaltige Höhe von 100 Millionen Mark gewonnen. Damit ist beinahe Frankreich erreicht worden, das trotz seiner günstigen geographischen Lage zu Ägypten jetzt nur um 6 Millionen Mark den deutschen Handelsumsatz übertrifft. Der Verkehr deutscher Schiffe durch den Suez-Kanal hat sich in den Jahren 1882 von 109 Schiffen mit 1 270 001 bis 1913 auf 778 Schiffe mit 3 352 287 Tonnen gehoben. Ein eigenes deutsches Bankinstitut, die „Deutsche Orientbank“, ließ sich in Ägypten nieder und arbeitete Anfang 1914 mit sieben Filialen (in Alexandrien, Kairo, Minieh, Tantah, Mansurah, Beni-Suef und Damahur) im Lande. Ihr schloß sich auch eine in Kairo errichtete deutsche Hypothekbank an. Was Wunder, daß unter diesen Umständen England in den letzten Jahren mit größtem Unbehagen diesem Wachsen des wirtschaftlichen Einflusses Deutschlands zusah. Englands kriegerische Maßnahmen in Ägypten erklären sich denn nicht nur aus militärischen Gesichtspunkten, sondern im wesentlichen auch aus wirtschaftlichen Beweggründen. England sucht in diesem Kriege vor allem auch in Ägypten die beste Gelegenheit, sich des deutschen Wettbewerbes nach Möglichkeit zu entledigen und dessen fried-

siche, dort auf dem Felde des Handels und der kulturellen Arbeit in den letzten Jahrzehnten erfolgreich geleistete Tätigkeit zu zerstören.

Nach der letzten amtlichen Zählung von 1907 wohnten dauernd in Ägypten 1847 Reichsdeutsche, und zwar 923 in Kairo und 700 in Alexandrien. Die Zahl der Österreicher und Ungarn belief sich auf 7704, von denen etwa 1200 deutscher Zunge sein mögen. Die deutschen Schweizer (etwa 600) sind nicht besonders gezählt. So kommen wir auf eine Gesamtzahl von 3600 Deutschsprechenden im Jahre 1907, die sich jetzt auf 4000 gehoben haben mag.

Die Schulstatistik zählt 541 reichsdeutsche Kinder und etwa 1000 österreichische. Da nicht anzunehmen ist, daß nichtdeutsche Schulen die Zahl der Reichsdeutschen wissenschaftlich zu hoch angeben, so ist anscheinend eine ganze Reihe von Schülern deutscher Zunge vorhanden, die dann ohne weiteres als Deutsche angesehen werden. Es handelt sich dabei besonders um jüdische Kreise.

Auf diesem Grunde baut sich also das Wirken der Reichsdeutschen auf, die bei dem deutsch empfindenden Teile der Österreicher und Schweizer kräftige Unterstützung finden. Sie bilden die sogenannte „deutsche Kolonie“, die weniger durch rechtliche Bestimmungen als durch das Gefühl gemeinsamer Abstammung und Lebensanschauung zusammengehalten wird.

In Ägypten bilden die Fremdvölker wirklich noch einen Staat im Staate. Aus der türkischen Zeit her stammen die Rechte, die sogenannten Kapitulationen der Christen. Diese Vorrechte sind allmählich immer umfassender geworden, so daß heute fast jede europäische Kolonie in Ägypten ein wohlgeordnetes Ganzes bildet. So haben auch die Reichsdeutschen eigene Gerichtsbarkeit, Kirche, Schule und Hospital, Sport-, Geselligkeits- und Unterstützungsvereine. Abgesehen von der Rechtspflege, die das Konsulat ausübt, beruhen alle Einrichtungen auf der Grundlage freiwilliger Vereine, die allerdings teilweise einen Zuschuß des Reiches und damit eine gewisse amtliche Anerkennung erhalten.

27. Das Deutschtum in Britisch-Südafrika.

(Aus dem „Handbuch für das Deutschtum im Auslande“ [I. u. II. 1] S. 267 ff. Gefürzt.)

In der Geschichte der deutschen Einwanderung nach den heute in der Kolonie Britisch-Südafrika zusammen-

gefaßten Ländern lassen sich zwei Epochen unterscheiden, deren geschichtliche Ergebnisse durchaus voneinander abweichen: die erste beginnt mit dem Eintreffen der ersten deutschen Kolonisten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und reicht bis zum Ende des folgenden Jahrhunderts; was in diesen mehr als hundert Jahren an Deutschen nach Südafrika gekommen oder, besser gesagt, hier gestrandet ist, hat zwar sein ursprüngliches Volkstum in jeder Beziehung eingeübt, dafür aber in hervorragender Weise zur Bildung des neu entstehenden Volkstums der Buren beigetragen; das heutige Burenvolk ist ziemlich genau zur Hälfte, zu 50,4 Prozent, auf die holländische, zu 17,25 Prozent auf die französische Nationalität zurückzuführen; das deutsche Element ist an dieser Blutmischung mit mehr als dem vierten Teile, mit 27 Prozent, beteiligt.

Aber auch nach Vollendung dieses Prozesses hat die deutsche Einwanderung im Gegensatz zur französischen, bei der es sich im wesentlichen nur um einen einmaligen Zufluß handelte, andauert; gerade die zahlreichsten Scharen deutscher Kolonisten fanden erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Weg nach Südafrika, und von diesen ist dann nur ein kleiner Teil in den Kap-Engländern oder dem Burenvolke aufgegangen; die meisten haben bis heute ihr Volkstum behauptet.

Um die Hebung des deutschen Elements haben sich zwei evangelische Missionsgesellschaften besonders große Verdienste erworben; zuerst, schon im 18. Jahrhundert, die Brüdergemeinde, für deren erfolgreiche wirtschaftliche Tätigkeit heute unter anderen die Station Gnadenhal bei Calendonzeugt, später vor allem die Hermannsburger Mission, die aus ihrer engeren Heimat Hannover, insbesondere aus der Lüneburger Heide, Bauern zur Kolonisation heranzog und selbst ansiedelte, damit aber zugleich bewirkte, daß andre Landleute aus derselben Gegend auf eigene Faust oder von privaten Unternehmern geführt nach Transvaal und Natal auswanderten. Unmittelbar von der Mission begründet wurden Kronbaal in Transvaal und Lüneburg in Natal. Das erstgenannte Dorf war vorher eine Burenfarm gewesen, deren Inhaber nicht einmal für seinen eigenen Bedarf hinreichende Ernten zu erzielen vermocht hatte; deutscher Fleiß hat dann das Land durch künstliche Bewässerung ergiebig gemacht und eine ausgedehnte Tabakkultur geschaffen, so daß jetzt fünfzehn Familien dort ihren Unterhalt finden. Hier wie in Lüneburg, das seit dem Frieden zur Natalkolonie gehört, herrscht unter den Ansiedlern ein bewußt deutsch-

nationaler Geist, der sie mit zäher Festigkeit bei der ererbten Sprache und Sitte verharren läßt. Die anderen deutschen Dörfer in Natal: Minden, Neu-Hannover, Kirchdorf, Wartburg sind zwar später auch zur Hermannsburger Mission in Beziehung getreten, aber auf andere Veranlassung gegründet worden. In Neu-Deutschland, in dessen Nähe sich übrigens das zumeist mit süddeutschen Mönchen besetzte Trappistenkloster Marianhill befindet, siedelte im Jahre 1848 ein Unternehmer eine Reihe von Arbeitern aus Hannover und Pommern an, die er für eine projektierte Baumwollenkultur angeworben hatte und, da diese nicht zustande kam, anderweitig versorgen mußte. Sie hatten, wie vielfach die Kolonisten, anfangs mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, kamen aber durch ihren unermüdblichen Eifer, ihre standhafte Ausdauer und ihre große Sparsamkeit allmählich in die Höhe (1901: gegen 400 Seelen). In ähnlicher Weise haben sich die etwa dreihundert Deutschen, die Ende der siebziger Jahre ein holsteinischer Kapitän einfuhrte — es waren durchweg Menschen, die kaum etwas zu verlieren hatten —, emporgearbeitet; das Land, das ihnen in der Nähe von Kapstadt zugewiesen wurde, bestand größtenteils aus Sand und Sumpf, und lange schien es unmöglich, irgendwelchen Ertrag zu erzielen, bis man schließlich auf den Gedanken verfiel, die Sümpfe während der trockenen Zeit mit Gemüsen zu bebauen; damit war die Existenz der Siedler gesichert, und heute ist Wynberg-Platte eine blühende Kolonie mit rund 1200 Einwohnern, die alle reichlich ihren Lebensunterhalt finden.

Die stattlichsten und ausgedehntesten Landwirtschaftsbetriebe deutscher Einwanderer aber findet man in einer Reihe von Dörfern in der Umgebung von King Williamstown. Den Anfang machten hier 2300 Emigranten, die der von England für den Krimkrieg gebildeten deutschen Legion angehörten und, da der Friede geschlossen wurde, ehe sie ins Feld kamen, irgendwo untergebracht werden mußten. Sie verstanden jedoch von landwirtschaftlicher Tätigkeit so wenig, daß es zu dauernden Niederlassungen nicht kam; ein Teil wurde nach Indien weiter transportiert, die übrigen zerstreuten sich im Lande. Aber für die frei gewordenen Landstriche zog die Regierung wiederum Deutsche, und zwar vorwiegend pommersche Landleute, heran; freilich handelte es sich auch diesmal um ganz unbemittelte Leute; da diesen allen jedoch die landwirtschaftliche Beschäftigung im Gegenfatz zu jenen Legionären bekannt und gewohnt war, war jetzt eine gedeihliche Entwicklung der Ansiedlung möglich: eine An-

zahl von Dörfern entstand, deren Namen Frankfurt, Braunschweig, Berlin und Potsdam schon allein auf die frühere Heimat der Bewohner schließen läßt. Diese sind aber inzwischen, ebenso wie die Bauern von Wynberg-Platte, naturalisiert worden; sie haben die Kenntnis der englischen Sprache aus materiellen Gründen dringend nötig und schweben daher dort, wo keine deutschen Schulen bestehen, in Gefahr, allmählich ganz das Verständnis für die Bewahrung ihres Deutschtums zu verlieren. In konfessioneller Beziehung sind sie teils dem lutherischen Bekenntnis treu geblieben, teils haben sie sich der Baptistengemeinde angeschlossen. . . . Unter den Kapstädter Deutschen fällt eine Gruppe von fünfundzwanzig deutsch-russischen Familien auf, die alle in einem und demselben Stadtteil dicht beieinander wohnen; sie waren früher unter den deutschen Kolonisten an der Wolga ansässig und sind hierher auf der Reise nach Amerika verschlagen worden. . . . In Port Elizabeth wurden die ersten deutschen Handelshäuser schon im Jahre 1850 begründet; seitdem ist die Stadt der Hauptsitz des deutschen Großhandels geblieben, der hier im Wolleexport geradezu die erste Stelle einnimmt. Die „Deutsche Liedertafel“ verfügt über ein beträchtliches Vermögen und hat ein eigenes Vereinshaus. Angesehene deutsche Kaufhäuser befinden sich auch in East London und Durban. In der Oranje-Fluß-Kolonie sitzen die Deutschen am zahlreichsten in Bloemfontein. . . . Die Stadt Winburg ist früher fast ganz deutsch gewesen und weist noch heute eine Reihe deutscher Familien auf. . . . Die stärkste deutsche Kolonie in Transvaal nicht bloß, sondern in Südafrika überhaupt ist die von Johannesburg, deren Mitglieder auf 10 000 geschätzt werden. . . . In Pretoria beläuft sich die Zahl der Deutschen auf etwa 600. . . .

Über die Gesamtzahl der in Südafrika weilenden Deutschen gibt es keine genauen, auf Zählung beruhenden Angaben. Nur die Zahl der in Deutschland Geborenen ist im Jahre 1891 für die Kapkolonie auf 6500 (unter rund 380 000 Weißen) festgestellt worden. Als Notbehelf kann jedoch die Konfessionsstatistik zur Ermittlung der Deutschen benutzt werden. . . . Alles in allem ergibt das für ganz Britisch-Süd-Afrika eine Gesamtzahl von 30—35 000 Deutschsprechenden. Mit dieser Summe werden aber noch nicht ganz 3 Prozent der Gesamtbevölkerung erreicht. . . .

In gewisser Hinsicht läßt sich die Stellung des südafrikanischen Deutschtums der des nordamerikanischen vergleichen, wenn es sich auch hier nicht wie in den Vereinigten Staaten um eine, sondern um zwei Sprachen handelt, denen

die deutsche gegenübersteht; hier wie da wurzeln die Deutschen bereits in den politischen Traditionen ihrer neuen Heimat, fühlen aber dabei doch — obwohl in Südafrika noch nicht so stark — das Bedürfnis, die deutsche Kultur nicht allein zu behaupten, sondern auch in selbständiger Weise auszubauen.

28. Die ersten Anfänge des Deutschtums in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Julius Göbel.

(Aus der Schrift „Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Dr. Julius Göbel, Professor der deutschen Philologie und Literatur an der Stanford-Universität, Kalifornien. Der Kampf um das Deutschtum. Herausgegeben vom Alldeutschen Verband. 16. Heft.] München 1904, J. F. Lehmann, S. 7—9.)

Bis ins erste Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts läßt sich die Einwanderung von Deutschen in Nordamerika zurückverfolgen. Schon damals hat England deutschen Gewerbetreibenden ausgebeutet und in seine erste amerikanische Kolonie, die abenteuernde, der Arbeit ungewohnte Aristokratie im Jahre 1607 im heutigen Staate Virginien gründeten, deutsche Handwerker geschickt, damit sie dort Teer und Bech gewinnen und Glas und Seife fabrizieren sollten. Über das Schicksal dieser ersten Einwanderer liegt keine Nachricht vor, kaum, daß wir ihre Namen wissen. Aber das Gedächtnis der deutschen Männer sollen wir festhalten, die das erste Gewerbe nach der neuen Welt brachten. Ihr Beispiel ist gleichsam vorbildlich für die deutsche Einwanderung geworden.

Daß sich neben diesen Handwerkern, die im Dienste Englands nach Amerika segelten, auch früh schon der deutsche Abenteurer befand, den die Träume von Reichtum in das neue Wunderland lockten, läßt sich mit Recht schließen. Besonders dürfen wir ihn im Gefolge der Holländer vermuten, die sich seit dem Jahre 1614 in der heutigen Stadt New York niederließen. Deutsche und Holländer wurden bis tief ins 18. Jahrhundert hinein so wenig voneinander unterschieden, daß beide von den Engländern als Dutchmen bezeichnet und höchstens als Low Dutch und High Dutch auseinandergelassen wurden. Der lebhafteste Handelsverkehr am Rhein, das enge Verhältnis zur reformierten Kirche in Deutschland und zahlreiche andere Wechselbeziehungen zwischen Holland und Deutschland haben in jener

Zeit viele Deutsche nach Amerika geführt. Wieviel leichter es für diese war, in der holländischen Kolonie auch politisch zu Stellung und Ansehen zu gelangen, als später in den englischen Ansiedlungen, zeigen Männer wie Peter Minuit aus Wesel, Augustin Herrmann aus Prag und Jakob Leisler aus Frankfurt am Main.

Im Jahre 1626 zum Direktor und General-Gouverneur von Neu-Niederland ernannt, war es Peter Minuit, der die schwachen Niederlassungen der Westindischen Kompagnie am Hudson zuerst zum Aufblühen brachte. Er kaufte von den Indianern die Insel Manhattan, baute das Fort Neu-Amsterdam und steckte die Grenze der kleinen Stadt ab, aus der sich im Laufe der Zeit das mächtige New York entwickeln sollte. Auch an den Ufern des Hudson entstanden unter seiner Verwaltung mehrere Niederlassungen. Als er im Jahre 1631 von seinem Posten abberufen wurde, kehrte er nach Holland zurück, wandte sich aber bald nach Schweden, um von dort aus den Kolonisationsplänen Gustav Adolfs zu dienen. Da diese Pläne auch auf Deutschland berechnet waren, so sei ihrer hier kurz gedacht.

Wilhelm Uffelinz, ein Niederländer und der Anreger der holländischen Westindischen Kompagnie, legte im Jahre 1624 dem König Gustav Adolph den Plan zu einem ähnlichen Unternehmen vor, dessen Bedeutung dieser sofort erkannte. Schon im Jahre 1626 wurde eine Schwedische Kompagnie ins Leben gerufen, zu der der König selbst 400 000 Taler zeichnete. Auch auf seinem Feldzug in Deutschland verlor Gustav Adolph den Plan nicht aus den Augen und beauftragte Orenstierna mit dessen Umarbeitung und Ausdehnung auf Deutschland. Nach dem frühen Tode des Königs veröffentlichte Orenstierna einen Aufruf um deutsche Beteiligung an der Gründung überseeischer Kolonien, der in ganz Deutschland reges Interesse wachrief. Leider ereitelte der furchtbare Krieg die Ausführung der weitgehenden Pläne, über die uns das im Jahre 1633 zu Frankfurt a. M. erschienene Werk Argonautica Gustaviana gewauerer Aufschluß gibt. Dieses ist nicht nur das erste Auswanderungspamphlet in deutscher Sprache, sondern auch die erste Schrift, die den Deutschen zur Hebung seines Wohlstandes auf die See weist. Die beabsichtigte Kolonie sollte, wie es in dem Aufruf heißt, eine Wohlthat für die Verfolgten, ein Zufluchtsort für die Ehre der Weiber und Töchter derjenigen sein, die durch den Krieg und die Bigotterie vertrieben werden, ein Segen für den gemeinen Mann und die ganze protestantische Welt. Und es klingt, als sei es gegen den angel-

sächsischen Imperialismus von heute geschrieben, wenn es weiter heißt: Das deutsche Volk solle nur Vertrauen zu sich selbst haben, dann könne es den spanischen Alp von der Welt abschütteln und ebenfalls reich und mächtig werden.

Einen nicht minder wichtigen Anteil an der Entwicklung der holländischen Kolonie als Minuit hatte Augustin Herrmann, ein Mann von trefflicher Erziehung, dem wir auch die erste bildliche Darstellung von Neu-Amsterdam (1650) verdanken. In dem Kampfe des Volkes gegen die autokratische Herrschaft der Direktoren der Westindischen Kompagnie war er einer der Hauptführer, und in den Streiftouren, die die Kolonie mit den englischen Niederlassungen in Neu-England, Virginien und Maryland auszufechten hatte, erwarb er sich hervorragende diplomatische Verdienste.

Freilich war es auf die Länge nicht aufzuhalten, daß sich England der holländischen Kolonie gewaltsam bemächtigte. Aber es ist bedeutsam, daß der erste Aufstand gegen englische Vergewaltigung sich in dieser holländisch-deutschen Kolonie New-York erhob und daß der Held in dem Vorspiel der kommenden amerikanischen Revolution, Jakob Leisler, ein Deutscher war. Längst hat sich die amerikanische Poesie dieses Märtyrers der Volksfreiheit bemächtigt. Ein Mann des Volkes, von den lautersten Motiven beseelt, ein Charakter von starrem Rechtsinn, dem nur die kluge Einsicht und die Bildung fehlten, gelang es ihm, die Regierung von New-York dem englischen Gouverneur auf kurze Zeit zu entreißen und die Rechte des Volkes geltend zu machen, das sich längst im Geheimen gegen die willkürliche Besteuerung und die Verweigerung der Volksvertretung aufgelehnt hatte. Leider war Leisler den gemeinen Intrigen seiner aristokratischen Gegner nicht gewachsen und mußte seine hochherzige Tat, als Hochverräter gebrandmarkt, mit dem Leben büßen. Aber selbst ein einseitiger, alberner Anglomanie verfallener Geschichtschreiber wie John Fiske muß gestehen, daß in Leislers staatsmännischem Geist der Gedanke an einen Kongreß sämtlicher amerikanischen Kolonien zuerst auftauchte und daß der Kongreß, den er 1690 zusammenberief, der Vorläufer ward des großen Kongresses, dem die Vereinigten Staaten ihre Freiheit verdanken.

29. Zur Geschichte des Deutchtums in Spanien.

Von Schmidt-Weisenfels.

(Aus dem Buche „Charakterbilder aus Spanien“, Stuttgart, G. F. Göschen'sche Verlagshandlung, 1885, S. 323 ff. Gefürzt.)

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, unter der tatkräftigen Regierung Karls III., sind es deutsche Bauern, die in Spanien eine kulturbringende Rolle spielen. Es wurden verschiedene Male deutsche Kolonisten dahin berufen und sind in größerer Menge dort auch ansässig geblieben. Bei Karls Thronbesteigung war die ganze Sierra Morena nur eine Zuflucht für wilde Tiere und Banditen. Kein friedlicher Reisender wagte sich in diese Gegend, und so war der Handel von einer Landstrecke ausgeschlossen, welche die Natur zu einem der Hauptverbindungswege in Spanien geschaffen hatte, denn sie liegt zwischen den Tälern des Guadiana und Guadalquivir und in der geraden Richtung zwischen den Häfen des Mitteländischen und Atlantischen Meeres. Karls III. Regierung beschloß, diesem Übel abzuweichen. Da er aber die arbeitsscheuen Spanier dazu nicht für geeignet fand, ließ er durch seinen freisinnigen Berater, den Grafen Pablo Navides, Gobernador von Sevilla, im Jahre 1767 holländische und deutsche Kolonisten einladen, sich in der Sierra Morena niederzulassen, um sie der Kultur und dem Verkehr zu erschließen. Mehr als 6000 folgten diesem Ruf. Den Protestanten darunter wurde freie Übung ihres Gottesdienstes versprochen, und Navides sicherte sie auch ehrlich gegen alle Befehrungsversuche der spanischen Mönche und Geistlichkeit, an denen es ja natürlich in dem katholischen Lande par excellence nicht fehlte. Die Zugewanderten erhielten Ländereien in Überfluß, und dafür bauten sie die prächtige Straße von Despenna—Berroz zwischen dem weinreichen Tale von Penna und der Stadt Baylen über die Sierra Morena. Sie errichteten selbstverständlich auf ihren Kolonien Dörfer und Meiereien, und was vor ihrer Ansiedlung eine unzugängliche Wüste gewesen war, verwandelte sich nunmehr in einen lachenden, fruchtbaren Landstrich. Die deutsche, wesentlich schwäbische Sierrakolonie erhielt den Namen Carolina; eine andere, näher Cordoba zu und von Schwarzwäldern seit 1768 herstammend, heißt Luisiana. In beiden großen Ortschaften ist den Einwohnern die deutsche Sprache schon fast gänzlich verloren gegangen und der mitgebrachte lutherische Glaube wohl zumest. Aber in ihrem Äußeren, ihrem Wesen, in manchen

unter ihnen erhaltenen Sitten verleugnen sie die deutsche Herkunft nicht. Ihre Töchter gelten als die schönsten der Gegend, gepriesen wegen ihrer goldblonden Haarfülle und ihrer blauen Augen, deren Sterne der andalusische Himmel mit sprühendem Lichtglanz erfüllt hat. Dazu haben sie noch den Vorzug, reich zu sein, denn ihre Väter sind meist im Besitz von fruchtbaren Äckern, guten Wiesen, gepflegten Obstgärten und großen Weinkulturen, wie sie schon die Groß- und Urgroßväter geschaffen haben. Aus jener Zeit, da so viele deutsche Ansiedler ins iberische Land gezogen wurden, stammt auch wohl ein Asylhaus in Madrid, welches eigens für Deutsche und Portugiesen gestiftet wurde. Eine sächsische Prinzessin, die nach Portugal verheiratet war, wird als die Wohltäterin bezeichnet. Da der gestiftete Fonds sehr wenig in Anspruch genommen wurde, so wuchs er im Laufe der Jahre zu einem bedeutenden Umfang an, und sein Vorhandensein geriet fast in Vergessenheit. Erst nach 1870 entdeckte man ihn gleichsam wieder und seine Bestimmung in den niedergelegten Statuten, wonach nun die Bedingungen der Aufnahme und Unterstützung für die in neueren Zeiten nur zu zahlreich sich einfindenden armen deutschen Reisenden und Abenteurer geregelt wurden. . . . Daß deutsche Offiziere und Landsknechte in den neueren Bürgerkriegen der Spanier hüben wie drüben mittätig gewesen sind, mag nur nebenbei Erwähnung finden. Unser General von Göben hat bekanntlich im ersten Carlistenkrieg in den Guerillabanden des Prätendenten mitgefochten, ein preussischer Leutnant Schmidt ist im letzten dieser Kämpfe gefangen und standrechtlich erschossen worden. Aber von einer anderen, einer friedlichen Beziehung Deutschlands zu Spanien oder umgekehrt, ist erfreulicher zu reden.

Die Königin Isabella wollte, ähnlich wie ihr Vorfahr Karl III. dem Ackerbau und dem Begeverkehr in Spanien, so dem jammervollen Stand des Forstwesens daselbst aufhelfen, und zwar ebenfalls mit deutscher Hilfe. Nicht, daß sie etwa deutsche Forstleute kommen ließ, sondern sie schickte tüchtige junge Spanier nach Deutschland, um dort die Forstwissenschaft zu studieren. Diese jungen Männer besuchten meist die Akademie zu Tharandt, und es gab eine förmliche Kolonie solcher spanischen Studenten daselbst, die Jahr um Jahr durch neue Mitglieder vermehrt wurde. Fast alle dieselben lernten auch anderwärts deutsches Leben und Wissen kennen und kehrten dann in ihre Heimat zurück, um in den Staatsdienst zu treten. Nicht alle sind dem Forstfach angehörig geblieben, manche in andere höhere Beamtenstel-

lungen übergegangen, andere in so glücklichen Privatverhältnissen, daß sie sich außerhalb der Schwanfungen der spanischen Verwaltungswirtschaft bewegen konnten. Aber sie alle sind, wenigstens in Madrid, wie zu einem Klub durch ihre deutschen Studierenerinnerungen zusammengedrückt, in die sie gern und dankbar sich gemeinsam zurückversetzen, und diesem Kreise haben sich ehemalige Minister und Gouverneure, die es alle Tage wieder werden können, Grafen und Granden, hohe Offiziere und Schriftsteller angeschlossen, welche teils ebenfalls in Deutschland gewesen sind, teils es unbekannterweise hochschätzen. Die Forstleute aber haben in ihrem Ressort förmlich Schule gemacht und rühmen sich, darin deutsche Verwaltungsgrundsätze eingeführt zu haben, womit sie, wenn auch die fahlen Gebirge noch nicht wieder beforstet, so doch die vorhandene Waldkultur vor weiterer planloser Verwüstung schützen konnten. In dieser Schule ist langsam ein pflichttreues, patriotisches Beamtentum entstanden, das sich den politischen Parteispielereien möglichst fernhält und wie ein fruchtbarer Kern von Germanisierung innerhalb des so stark demoralisierten spanischen Verwaltungsorganismus erscheint.

Sodann fehlte es natürlich nicht an Deutschen, die ihrem Wanderzug die Richtung nach Spanien gaben und sich davon überzeugten, daß jenseit der Pyrenäen auch noch Leute wohnen. Sie haben sich wohl gefühlt daselbst und heimisch gemacht, ihre Arbeit, ihre Nüchternheit lohnte sich inmitten einer Bevölkerung, die am liebsten die Fortschritte in der Industrie, in Gewerbe und Handel in den ihr von außerhalb zugeführten Waren anerkennt. Deutsche Uhrmacher mit Schwarzwälder Arbeit machten besonderes Glück, und es gibt deren oder schon spanisierte Nachkommen von ihnen in allen größeren Städten des Landes. Agenten deutscher Rationalität erkannten und fanden in Madrid ein dankbares Feld zur Einführung verschiedener moderner Industrieartikel. Schweizer wanderten ein, welche den Kaffeehäusern und den Hotels einen verfeinerten Charakter gaben und glänzenden Erfolg damit hatten. . . . Andere Deutsche richteten ihre Spekulation auf die rationellere und sorgsamere Behandlung des Weines, worauf die Einheimischen gar kein Gewicht legten und keine Mühe zu verwenden liebten. Sie füllen ihn, wie er gekeltert, in Bockbeutel ein, da bei dem Holzmangel im Lande die Fässer ihnen viel zu teuer kommen. Die Deutschen jedoch, die in Malaga oder Cadix oder Jerez, wie auch Engländer, die Kultur der edleren Trauben in die Hand nahmen, sahen auf

Jorgsame Besse der Beeren, füllten den Saft in Fässer, die sie in guten Kellern lagern ließen, und gewannen dadurch einen Wein zum Export, der ihre Mühe reichlich lohnte, so daß die spanischen Großgrundbesitzer im Süden nun doch nach und nach es für angebracht halten, in dieser Weinbehandlung es ihnen nachzumachen.

Zu solchen Anfängen von deutschen Kolonien in den Städten stellte sich auch bald der richtige Landsmann ein, welcher ihnen einen Mittelpunkt des geselligen Verkehrs bereitete. Das war der Bierwirt oder der Brauer, der es unternahm, in Spanien selbst Bier zu bereiten und den Einheimischen Geschmack an diesem ihnen bis dem Namen nach unbekanntem Getränk beizubringen. Das Bier eroberte sich ja seit der nationalen Wiedererstehung Deutschlands die romanische Welt mit erstaunlicher Schnelligkeit, und wie in Frankreich und Italien, so drang es nach 1870 auch jenseit der Pyrenäen siegreich vor. . . . Die deutschen Kolonien gewannen sodann mit dem Aufschwung des Handels nach dem vorher wie abgesperrten und kaum beachteten Spanien mehr und mehr an Sehnsüchten. In Barcelona wurden es ihrer mehrere Hundert, in Valenzia ein paar Duzend, in Madrid an zweihundert, in Sevilla an die Zwanzig.

Interessant ist die erste Einführung deutscher Kräfte in das spanische Bergbauwesen, die schon über 100 Jahre zurückreicht. Englische wie spanische Geschichtswerke erzählen darüber folgendes: Zu den berühmten Minen in Spanien gehörten die von Almaden in der Mancha wegen ihres Quecksilberreichtums. Dies Metall, das nicht nur zu vielen alltäglichen technischen Zwecken unentbehrlich ist, war für Spanien ganz besonders wertvoll, weil es ohne dasselbe unmöglich das Gold und Silber der Neuen Welt aus seinen Erzverbindungen auszucheiden vermochte. Aus Almaden, wo die Natur seine Ausbeute auf alle Weise erleichtert hat und der Zinnober, in dem es sich findet, reich vorhanden ist, hatte man früher Zufuhren in Masse bezogen, aber sie hatten eine Zeitlang nachgelassen, obgleich die Nachfrage, besonders vom Auslande, eine steigende war. Unter diesen Umständen beschloß die spanische Regierung, aus Besorgnis, daß eine so bedeutende Quelle des Reichthums ganz versiegen möchte, eine Untersuchung über den Betrieb der Mine anzustellen. Kein Spanier besaß aber die Kenntnisse dafür, und so mußte die Regierung sich an Fremde wenden, wie allemal damals, wenn für die Volkswirtschaft im spanischen Lande etwas geschehen sollte. Im Jahre

1752 wurde ein Irländer namens Bowles berufen, Almaden zu untersuchen, um die Ursache des abnehmenden Ertrages an Quecksilber zu entdecken. Er fand nun, daß die Bergleute in die Gewohnheit geraten waren, ihre Schächte gerade hinunterzutreiben, statt der Richtung der Adern nachzugehen. Dies widerwärtige Verfahren, in dem sie nicht behindert wurden, erklärte zur Genüge das Zurückgehen des Betriebes. Demzufolge befahl die Behörde, den Schacht wieder schräg hinabzutreiben. Aber die spanischen Bergleute hielten zu fest an ihrer Gewohnheit, sie gaben nicht nach, weil ihre Väter die Schächte gerade hinuntergetrieben und es also recht sein mußte. Es blieb nichts übrig, als sie fortzuschicken, und statt ihrer wurden nun deutsche Bergleute berufen. . . . Nach ihrer Ankunft trat schnell Besserung ein. Die Minen nahmen im Betriebe der Deutschen eine ganz neue Gestalt an, und die Ergiebigkeit des Quecksilbers daselbst verdoppelte sich.

Mehr und mehr Bergwerke kamen seitdem in die Hände oder doch in den Betrieb wie der Engländer, so auch der Deutschen, darunter die ausgedehnten von Rio tinto, bedeutende in Galizien und in Murcia. Damit berief man deutsche Ingenieure, immer neue deutsche Bergleute, Verwaltungsbeamte, Maschinenbauer, an diese Orte, und zahlreich bilden sie jetzt gleichsam eine Postenkette in den Provinzen Spaniens von Norden nach Süden, von den Kantabrischen Gebirgen bis zur Sierra Nevada und zum Rio tinto, Pioniere der Arbeit und Kultur, welche den Spaniern zeigen, wie sie es selber machen könnten, wenn sie nur wollten. Aber der größte Teil von ihnen beharrt noch in der überklüfferten Dünkelhaftigkeit gegen die geregelte Arbeit und sieht die Fremden in Spanien durchaus nicht gern. Im Norden sind sie als Frankos, im Süden als Ingleses mißachtet. . . . Alamanos sind ihm noch Menschen, die er nicht recht in seiner Geographie unterzubringen weiß. Seiner Meinung nach kommen alle diese Fremden nach Spanien, weil es ein reiches Land ist, das sie auszunutzen trachten. Nur erst wenige Spanier in den Städten haben durch den Verkehr und durch die geschäftlichen Beziehungen mit den Fremden eine richtigere Auffassung darüber und auch ein besseres Wissen über die Welt da draußen sich angeeignet. Sie begreifen doch schon, daß man mit diesem Verkehr ihnen die Hand reicht, um sich durch Teilnahme an der Arbeit wieder emporzubringen, daß man ihnen an Beispielen überzeugend zeigt, wie sie zum Wohlstand für sich und zu einem werdenden des Landes gelangen können.

Von Jahr zu Jahr sucht auch die deutsche Industrie auf der Iberischen Halbinsel sich weiter nach noch anderen fruchtbareren Gebieten auszudehnen, die bei dem Mangel spanischer Gewerbtätigkeit und Fabrikation vernachlässigt wurden oder brachliegen. Die deutschen Handlungsreisenden schwärmen bereits hin und her durch das Land, das wie eine große Wüste nur gottgesegnete und nicht zu ruinierende Oasen hat. Gleich Zugvögeln sammeln sich diese Kaufleute im Frühjahr und im Herbst in Barcelona und machen von hier aus ihre Tour bis hinüber nach Portugal, ja auch schon nach Nord-Afrika. Die einen mit ihren Mustern in Goldarbeiten und Schmuck aller Art, die anderen mit Modellen von Maschinen, Ofen und patentierten Erfindungen, jene mit Baumwollenwaren, mit Wäsche, mit Garnen, mit Goldleisten, mit Bronzeware, Uhren, Luxusartikeln aller Art, Spielsachen, Fächern, Papier, diese mit ihren Vorlagen in Möbeln und Pianinos. Kaum war der neue Handelsvertrag zwischen Deutschland und Spanien geschlossen, so schwang sich die Einfuhr unserer Arbeiten mächtig empor, von 30 auf über 90 Millionen Frank.

30. Eine Festrede zu Indianapolis.

Von Hermann Lieber.

Diese Rede ist entnommen aus der „Festschrift zur Feier der Vollendung des Deutschen Hauses in Indianapolis am 15., 16. und 18. Juni 1898“, die den Untertitel führt „Fünfzig Jahre unermüdeten deutschen Strebens in Indianapolis“. Von Theodor Stempfel. 1898. Die Einweihungsfeier fand am 15. Juni statt.)

Meine Herren und Damen, Mitglieder und Freunde des Deutschen Hauses!

Indem ich den Saal überblicke, überrascht es mich nicht, daß ich, so weit mein Auge reicht, nur freundlichen Gesichtern begegne. Bin ich ja selbst von dieser freundigen Erregung erfaßt, denn ich fühle mit Ihnen, daß uns heute eine seltene, außerordentliche Veranlassung zusammengeführt hat.

Die Feier der Vollendung des Deutschen Hauses gewährt eine Befriedigung für alle, die das Unternehmen gefördert haben.

Wir, die wir seit fünfzig Jahren dafür gesprochen und geschrieen haben, die wir endlich imstande waren, die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die sich unserem

Werke entgegenbäumten, wir, die wir nun eines unserer Jugendideale verwirklicht sehen, schöner und größer, wie wir es je hoffen durften, befinden uns in einer ganz besonderen Feststimmung.

Unsere Freude ist um so inniger, um so reiner, weil sie frei ist von eitlen Gedanken oder persönlichem Egoismus, denn wir fühlen, daß das, was erreicht wurde, nicht nur für uns geschaffen wurde, nicht nur für die, die mit uns denken und fühlen, nicht nur für das Deutschtum dieser Stadt und auch nicht nur für diejenigen, die dem deutschen Leben Sympathie entgegenbringen, sondern dieser Bau soll unserem schönen Indianapolis selbst zur Zierde und zum Nutzen gereichen.

Das Deutsche Haus ist gebaut worden von solchen, die ihr zweites Vaterland lieb gewonnen haben und aus Dankbarkeit für dasselbe die guten Eigenschaften einer großen Nation, die ihnen in Fleisch und Blut übergegangen sind, auf dem freien Boden erhalten wollen.

Daß ein solch löbliches Unternehmen allgemeine Anerkennung gefunden hat, freut uns sehr. Auch ist es uns angenehm, Ihnen im Vertrauen die Mitteilung machen zu können, daß wir unseren Erlaubnißschein von der allerhöchsten Autorität eingeholt haben. Diese Autorität ist niemand anders als die Columbia selbst. Ihr legten wir unsere Pläne vor, und als sie dieselben durchgesehen hatte, als sie unsere Ideen von einem Deutschen Hause in Amerika geprüft hatte, da sagte die Große, Vorurteilsfreie, Gerechte:

„Wie im amerikanischen Walde die Eiche neben der Buche wächst, wie im Garten die Rose neben der Nelke blüht, so hat auch Indianapolis neben einer Columbia-Palle Raum für ein Deutsches Haus.“

Meine Freunde, das Land der Columbia hat seine Bevölkerung von den Kulturstaaten Europas empfangen, wozu denn auch das alte Deutschland weber den kleinsten noch den schlechtesten Teil geliefert hat. Niemand weiß sich neuen Verhältnissen besser anzupassen und unterzuordnen als gerade der Deutsche. Das hat namentlich die Einwanderung der früheren Zeit bewiesen. Es waren einfache Leute, zumeist vom Lande, denen das damalige verarmte, wie zerrissene Deutschland eine menschenwürdige Existenz versagte. An harte Arbeit und Sparsamkeit gewöhnt, zählten sie zu den besten Pionierern der Prairien und des Urwaldes.

In kurzer Zeit, wenn auch nach Schwierigkeiten und Entbehrungen jeglicher Art, hatten sie für sich und ihre Kinder eine hoffnungsvolle Zukunft gegründet. Daß sich

solche Leute in der aller kürzesten Zeit amerikanisieren mußten, finden wir begreiflich. Sie taten dies dann auch in einer gründlichen Weise, indem manche sogar ihren Namen änderten, so daß in vielen Fällen schon in der zweiten Generation von ihrer deutschen Abstammung nichts mehr zu erkennen war. So wurde aus Schmidt ein Smith, aus Freund ein Friend, aus Schuhmacher die Shoemaker, und selbst ein Herr Himmelreich fand es weder sinn- noch geschmacklos, seinen schönen, klangvollen Namen in Heavenrich zu übersetzen.

Eine andere und größere Repräsentation schickte Deutschland zu Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre. Die Frühlingssonne einer neuen Zeit hatte über Deutschland geschienen und Knospen an dem Baume der Freiheit getrieben. Schwarz-Rot-Gold, das Panier der deutschen Freiheit und Einheit, wehte über die Lande. Die Gesänge eines Herwegh, eines Hoffmann von Fallersleben und Freiligrath begeisterten die Jugend. Aber ach, die Knospe zerbrach, noch ehe sie zur Blüte gelangte. Die politische Unmündigkeit des deutschen Volkes, die Unbeholfenheit seiner Führer wie die Perfidie der deutschen Fürsten stellten die vormärzlichen Zustände wieder her. Enttäuschung und eine rachsüchtige Reaktion trieben Tausende und Abertausende nach den Gestaden Amerikas.

Es waren Leute aus allen Ständen, vom Lande wie aus den Städten. Arbeiter und Kaufleute, Ärzte und Lehrer, Schriftsteller und Gelehrte. Daß eine solche intelligente Masseneinwanderung sich ihrer angeborenen Eigentümlichkeiten nicht so mit nichts, dir nichts entäußern konnte, war selbstverständlich. Zudem waren die hiesigen politischen und sonstigen Verhältnisse nicht derart, daß an denselben nichts zu reformieren war, und das fanden die Achtundvierziger bald heraus. Sie kritisierten denn auch nach Herzenslust so nach gewohnter echt deutscher Art.

Dieses im Gegensatz zu den früher Eingewanderten so selbständige Auftreten, das energische Mitteln an dem schwarzen Institut und die fremde soziale Lebensweise gab den hiesigen Patrioten manches zu bedenken und schaffte sogar eine politische Partei, die die Amerikanisierung kontrollieren wollte.

Seitdem sind fünfzig Jahre vorübergegangen, die Befürchtung, als ob durch eine solche Einwanderung Gefahr der Republik drohe, ist längst verschwunden.

Ob Krieg oder Frieden, die Bürger deutscher Abkunft haben ihre Pflichten vollauf erfüllt. Wie sie im Kriege ihr volles Quota stellten, so sind sie auch immer in entsprechender

Berretung in den Reihen derjenigen zu finden, die an der Wahlurne ein selbständiges und in vielen Fällen entscheidendes Votum geben.

Übrigens ist die Intelligenz dieses Landes schon längst zu der Überzeugung gelangt, daß der Assimilationsprozeß nicht durch Gewaltmittel herbeigeführt werden kann. Daß er sich auf natürlichem Wege vollzieht und vollziehen muß, ist ja selbstverständlich. Der eine wird vom andern nehmen, aber auch geben.

Als ein Beispiel, wie denkende Amerikaner über diesen Mischungsprozeß urteilen, wollen wir den jetzigen amerikanischen Gesandten in Deutschland, Andrew D. White, erwähnen, der sich in früheren Jahren in einer Gelegenheitsrede in folgender Weise vernehmen ließ: „Man behauptet, daß die Vereinigten Staaten in nicht zu weiter Ferne hundert Millionen Einwohner haben werden. Die nationale Eigentümlichkeit dieser werden sein: Deutsche Gründlichkeit, Beständigkeit, Treue, angelsächsische Energie und Sicherheit, keltische Phantasie. Ist es nichts, daß ein deutsches Element in solche Gemeinschaft eintritt? Wir sind in Amerika gewohnt gewesen, von England als von dem Mutterlande zu sprechen, aber in späteren Zeiten wird für einen großen Teil der Bevölkerung, wahrscheinlich für die Mehrzahl, Deutschland das Mutterland sein, und zwar ein solches, von dem es weder Erinnerungen an Krieg, noch ein Unrecht zu Wasser oder zu Lande scheiden.“

Eine nativistische Scheidungslinie ist weder in unserem geschäftlichen, noch politischen Leben jemals ernstlich gezogen worden, und als ein Versuch nach dieser Richtung gemacht wurde, dann hat sich der gesunde Sinn des amerikanischen Volkes dagegen verwahrt und der nativistischen Richtung ein kurzes Ende bereitet. Der heutige Amerikaner kennt keinen Unterschied zwischen seinen Bürgern. Unbekümmert, wo seine Wiege gestanden hat, ist derjenige der Achtung seiner Mitbürger gewiß, der das Recht, das er für sich in Anspruch nimmt, auch anderen einräumt. Wer an den Lehren der unversehrten Unabhängigkeitserklärung festhält, wer die herrliche Abschiedsrede eines Washington schätzt und einen solchen verständigen uneigennütigen Patriotismus unterschreibt, der ist ein treuer Republikaner und, wir setzen hinzu, ein wahrer Amerikaner.

Wir können also unsere Treue und Pflichten gegen unser Adoptiv-Waterland erfüllen und doch mit Liebe unserer alten Heimat gedenken. Und warum auch nicht? Wenn wir auf dem Hudson dessen schöne Ufer und freundliche

Anlagen bewundern, warum sollten wir nicht den Vater Rhein mit seinen rebenumkränzten Hügeln, seinen Sagen und seiner tausendjährigen Geschichte in warmer Erinnerung halten? Besuchen wir unsere Großstädte, dann staunen wir über die amerikanische Technik, über die kolossalen Bauten, aber den Kölner Dom und das Heidelberger Schloß können wir nicht vergessen. Wir bereiten auf stolzen Bahnen das schöne, sonnige Kalifornien, aber wir denken zurück an das badiſche Ländle, das Paradies Deutschlands, mit seinem munteren Völkchen. Wir kosten den kalifornischen Nebensaft, aber müssen eingestehen, daß wir dem Mosel- und Rheinwein den Vorzug geben.

Sind es sentimentale Anschauungen oder befunden wir nicht vielmehr den praktischen amerikanischen Sinn, wenn wir das Ansirge dazu beitragen, daß die deutsche Sprache diesem Lande soviel wie möglich erhalten bleibe, die Sprache, in der auf allen Gebieten des Lebens, in Kunst und Wissenschaft, in der Literatur, der Geschichte und Philosophie die Schätze einer tausendjährigen Kulturarbeit enthalten sind? Ist es nicht unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß die gründliche deutsche Erziehungsmethode vom Kindergarten an zum Gemeinnutzen der amerikanischen Nation gemacht werde? Sollen wir nicht weiter streben, damit die Liebe zu Musik und Gesang, das deutsche Lied und die herrlichen Schöpfungen eines Beethoven, Mozart und Wagner immer mehr und mehr Eingang finden?

Und endlich das deutsche Leben! Trotz seiner Schattenseiten ist kein Grund vorhanden, dasselbe gegen ein anderes einzutauschen. Die deutsche Weise, die Lebensfreuden offen und im Weisheit der Frauen und Kinder zu genießen, schadet der Sittlichkeit nicht, im Gegenteil, sie ist dazu angetan, die Heuchelei und Roheit der Männer zu unterdrücken, und dient zugleich für den Nachwuchs als die beste Lehre, wie man sich vor Ausschreitungen bewahrt.

Zu diesen ausgesprochenen Zwecken ist unser Deutsches Haus errichtet worden und hat seine Anerkennung und Unterstützung aus allen Kreisen der Gesellschaft empfangen. Es steht da als Deutsches Haus für Amerikaner, als ein Wahrzeichen für den kosmopolitischen Geist, der unsere Bürgerſchaft befeelt.

Wir übergeben es Eurer Huld. Möge es eine Pflegetätte sein für alles Gute, Schöne und Wahre! Zum Schluß erlauben Sie mir, die Worte Schillers in Erinnerung zu bringen:

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!“

31. Die Deutschamerikaner im politischen Leben der Vereinigten Staaten.

Von Rudolf Cronau.

(Aus dem Buche „Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika“. Eine Geschichte der Deutschen in den Vereinigten Staaten von Rudolf Cronau. Mit 210 Illustrationen. Berlin 1909, Dietrich Reimer [Ernst Bohsen]. S. 332 ff. Gefürzt.)

Es besteht vielfach die Ansicht, als hätten die in der Union lebenden Deutschen es nicht verstanden, in politischer Hinsicht in gleichem Grade wie auf anderen Gebieten sich Geltung zu verschaffen. In der Tat entsprach ihre Vertretung im Bundeskongreß niemals ihrer Zahl und Macht. Auch sehen wir sie verhältnismäßig selten höhere politische Ämter bekleiden, obwohl die Deutschen ihrer allgemeinen Bildung nach dazu eher berufen wären als manche andere fremdgeborenen Elemente, die sich stets einen großen Teil der öffentlichen Ämter, besonders in den Städten, zu sichern wissen.

Die Erklärung für die verhältnismäßig geringe Beteiligung des Deutschamerikanertums an politischen Ämtern ist in mannigfachen Umständen begründet. Zunächst ist zu beachten, daß von den in den Vereinigten Staaten einwandernden Deutschen nur wenige der englischen Sprache mächtig sind. Diese so zu erlernen, daß sie imstande wären, in dieser fremden Zunge parlamentarische Kämpfe auszufechten, gelingt nur einzelnen, wogegen dem Irlander dies sprachliche Hindernis nicht im Wege steht. Auch ist zu beachten, daß die in die Vereinigten Staaten einwandernden Deutschen von vornherein nicht in der Absicht kommen, um am politischen Leben teilzunehmen. Sie kommen zunächst, um sich eine bessere Existenz, als ihnen im alten Vaterlande zu erringen möglich war, zu suchen. Bei ihrer Ankunft meist nicht mit großen Geldmitteln versehen, sind sie genötigt, ihr Auskommen in sicheren Berufen zu suchen. Sind sie hierin erfolgreich, so entschließen sie sich begreiflicherweise selten dazu, die eroberte Stellung aufzugeben und fragliche Erfolge auf dem schwankenden Boden der Politik zu suchen, auf dem ihnen obendrein in den Amerikanern und Irländern

so gewichtige Nebenbuhler gegenüberstehen. Berücksichtigt man, daß auch das Deutsche Reich nur wenige berufsmäßige Politiker besitzt, so kann die geringe Zahl deutschamerikanischer Politiker kaum überraschen, wenn man die obigen Gründe in Erwägung zieht. Dazu kommt, daß bis heute in Amerika die berufsmäßigen Politiker, manche verdiente Männer ausgenommen, durchaus nicht die Achtung genießen, die in Europa den Parlamentariern, den Vertretern des Volks, entgegengebracht wird. Man hat in Amerika soviel von gewerbmäßigen Deute- und Maschinenpolitikern erlebt und erlitten, daß auch das bessere Amerikanertum lange Zeit allen Geschmack an der Politik verlor und dieselbe, natürlich zu noch größerem Schaden für die Allgemeinheit, den zweifelhaftesten Persönlichkeiten überließ. Diese Abneigung gegen die Politik ist auch bei den Deutschamerikanern in hohem Grade vorhanden; die Mehrzahl folgt den Schleichwegen der Politiker ohne Interesse oder voll Widerwillen. Es mag hauptsächlich darauf zurückzuführen sein, daß das Deutschamerikanertum nur in außergewöhnlichen Fällen sich zu einem einmütigen Handeln bewegen läßt, zu dem kommt, daß es sich über ein Gebiet verteilt, welches an Ausdehnung Deutschland siebenzehnmal übertrifft und in achtundvierzig Staaten und mehrere Territorien zerfällt, die für sich wiederum ihre besonderen Interessen und gesetzgebenden Körperschaften besitzen. Da die in diesem ungeheueren Gebiete unter den verschiedenartigsten Bedingungen lebenden Deutschen auch nicht, wie die auf die Wiederaufrichtung Irlands hoffenden und durch den Katholizismus zusammengehaltenen Irländer, durch Sonderinteressen oder ein gemeinames religiöses Band aneinandergekittet sind, sondern in ihren politischen und religiösen Ansichten weit auseinandergehen, so ist auch an die Verwirklichung einer deutschen Partei, welche alle in den Vereinigten Staaten lebenden Deutschen umfasse, nicht zu denken. So wenig ein solcher Traum, der in den Köpfen einiger schwärmerischer Achtundvierziger entstand, in Deutschland verwirklicht werden könnte, so wenig würde er sich hier herbeiführen lassen. Zumal er von der großen Masse der Deutschamerikaner nicht gehegt und von den einsichtsvolleren Deutschen nicht befürwortet wird. Versuche zu seiner Verwirklichung würden ohne praktische Folgen bleiben.

In dieser Erkenntnis haben die mit den amerikanischen Verhältnissen vertrauten Deutschamerikaner den Plan einer besonderen deutschamerikanischen Partei nie unterstützt. Sie wollten keinen Staat im Staate bilden, sondern sich nur

als amerikanische Bürger deutscher Abstammung betrachtet wissen. Als solche schloßen sie sich je nach ihrer Überzeugung einer der bestehenden großen Parteien an oder bleiben unabhängig, um derjenigen Partei zum Siege zu verhelfen, die für die Durchführung berechtigter Wünsche die beste Aussicht darbietet.

Fälle, wo große Massen des Deutschamerikanertums eine solche unabhängige Stellung einnahmen und durch ihre Unterstützung einer bestimmten Partei den Sieg verschafften, waren beispielsweise die Präsidentenwahlen der Jahre 1860, 1892 und 1896. In dem ersten genannten Jahre stimmte fast das gesamte Deutschamerikanertum für Lincoln als den Gegner der Sklaverei, 1892 unterstützte es Cleveland als den Vertreter des Freihandels, während es in der Präsidentenwahl des Jahres 1896 fast einstimmig für Gutzburg und ehrliche Finanzwirtschaft eintrat. . . . Die Bedeutung des deutschen Votums in der Sklavenfrage ist auch von vielen großdenkenden Amerikanern stets anerkannt worden. . . . Andrew White äußerte sich folgendermaßen: „Die Reden, die die deutschen Männer vor Ausbruch des Bürgerkriegs über die großen, unser Land bewegenden Fragen hielten, waren voll hoher Gesichtspunkte, voll neuer, mächtiger Ideen, von denen wir alle lernten. Sie behandelten die politischen und sozialverderblichen Einflüsse der Sklaverei auf das Land, seine Institutionen, die Sklavenhalter und die weiße Bevölkerung. Und ihre Argumente trugen sie mit einem Feuereifer der Überzeugung und einer Beredsamkeit vor, die alle Anhänger der Union mit Fortriß und für die Gestaltung des Kriegs und seinen Ausgang von größter Bedeutung war. . . .“

Zu den Verdiensten der Deutschen gehört es auch, die Reformierung der amerikanischen Städteverwaltung angebahnt, am nachdrücklichsten für die Tülgung veralteter Gesetze und am kräftigsten für die Erhaltung und Erweiterung der persönlichen Freiheit gekämpft zu haben. Sie taten dies durch Gründung zahlreicher, in fast allen größeren Städten bestehender Reformvereine. . . . In vielen Städten war es solchen Reformvereinigungen beschieden, bei kritischen Wahlgängen die Entscheidung zugunsten solcher Parteien und Personen herbeizuführen, deren Grundsätze und Charakter eine Besserung der vorhandenen Zustände verbürgten.

Wie sehr die amerikanischen Politiker mit dem deutschen Votum rechnen, zeigt die Tatsache, daß keine der beiden großen Parteien in einen Wahlkampf eintritt, ohne vorher sich über die Stimmung und die Wünsche der Deutschen

genau vergewissert und denselben bei der Abfassung der Prinzipienklärung Rechnung getragen zu haben.

32. Des deutschen Volkes verlorene Söhne als Angelfachsen.

Von Dr. Friedrich Grosse in Neu-York.

(Aus Bd. 10, Jahrgang 1911, der Zeitschrift für Deutschkunde „Deutsche Erde“. Gotha, Justus Perthes. S. 140 f. Verkürzt durch Beschränkung der Namenliste auf einzelne besonders bezeichnende Fälle.)

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika gelten gemeinhin als angelfächsische Macht, als ein Tochterstaat Großbritanniens. Deshalb konnte auch Sir Charles W. Dilke im Jahre 1868 in seinem Buche „Greater Britain“ sagen: „In Amerika werden die Völker der Erde zusammengeschmolzen, aber sie werden in eine englische Form gebracht. . . . Durch das Gebilde Nordamerika redet England zur Welt.“

Deshalb durfte weiter noch jüngst Ginn, Kommandeur der Vereinigten Staaten-Marine, jeden Mann, jedes Schiff, jeden Dollar und jeden Tropfen Blutes der Brüder jenseits des Atlantischen Ozeans England für den Fall der Not zur Verfügung stellen, ohne mehr als einen Küffel, eine Strafpredigt abzubekommen, vorausgesetzt, daß die diesbezügliche Veröffentlichung der Bundesregierung überhaupt ernst gemeint war.

Deshalb auch der Abschluß des Schiedsgerichtsvertrags mit Großbritannien, der „Maternation“ — trotz deren Bündnisses mit Japan und trotz des Reziprozitätsvertrags mit Kanada, der doch immerhin den Anfang vom Ende der englischen Oberherrlichkeit bedeuten mag.

Deshalb endlich fährt die Welt und mit ihr natürlich der deutsche Michel fort, in den Angelfachsen die fähigsten und bewunderungswürdigsten Kolonisatoren der Geschichte anzuerkennen und fortlaufend zu fördern.

Daß die Zahl der deutschen und irischen Einwanderer in das jungfräuliche Gebiet der Vereinigten Staaten viel größer war als die der eigentlichen Angelfachsen, daß die größere Fruchtbarkeit der ersteren den Gehalt an englischem Blute seit langem verdünnt hat und mit jedem Jahre mehr vermindert, daß deutsche und irische Kräfte zahlen- und ziffernmäßig mehr dazu beigetragen, die junge Republik zu schaffen und zu erhalten, daß der zum geflügelten Worte

gehögte Massenselbstmord vor allem die englische Nachkommenchaft trifft, daß deutsche und irische Abstammlinge seit mehr als einem Jahrzehnt für eine richtigere Würdigung der geschichtlichen Einflüsse eintreten, soweit sie den Werdegang der Vereinigten Staaten betreffen, und daß sie immer lauter betonen, daß das junge Staatswesen der Union viel mehr deutsch-irisch als angelfächsisch ist: alles das wird noch immer nicht genug gewürdigt. Noch immer verherlicht man im Amerikaner und Yankee den Angelfachsen hüben und drüben. Und Gelehrte und Laien sündigen dabei in gleicher Weise.

Als nützlicher Beitrag in dieser Beziehung mag eine Zusammenstellung von Namen dienen, die Hermann Schüricht in Cobham (Virginien) aus Chroniken, Kirchenbüchern und dergleichen Quellen mehr in der Mai-Nummer des „Pennsylvania German“ aneinanderreißt unter der Überschrift „Englizierte und verdorbene Namen in Virginia.“ Jedenfalls bildet der Aufsatz einen weiteren bedeutungsvollen Beleg für die Treulosigkeit der Deutschen ihrem Volke und Blute gegenüber und zugleich für die Art und Weise, wie die Angelfachsen durch unsere Kraft und Fähigkeit zu den besten Kolonisatoren geworden sind. So wurde aus Adler: Eagle, Bauer: Bower, Baumann: Bowman und Vaughan, Becker: Baker, Weg: Bates, Brauer: Brewer, Breitkopf: Broadhead, Erhardt: Airheard und Earhart, Fröbel: Fravel, Gerber: Garber und Tanner, Gb: Gales und Gates, Gottlieb: Godlipp, Grünebaum: Greentree, Harbach: Harbaugh, Heid: Hite, Herzog: Duke, Jäger: Yager, Yeager und Hunter, Klob und Klob: Klaitze, Kreuzer: Crozer, Kurz: Short, Lauter: Lowther, Lehmann: Layman, Leibrod: Lybrock, Löwenstein: Lovenstein und Livingston, Lorenz: Lawrence, Neubert: Niggbert, Ohle: Carly, Reiß: Rice, Schäfer: Shafer, Shepperd, Sheppard, Schenk: Shank, Scheuner: Shewner, Schneider: Snyder und Taylor, Schöplein: Chapline, Schreiber: Shriver, Schürmann: Shurmann und Sherman, Schüller: Chisler, Schütz: Sheeh, Schwarz: Seward's und Black, Schweinfurt: Swineford, Seiler: Siler, Siegel: Siegle, Seagles, Sehle und Sicle, Staufer: Stover, Steinbach: Stainback, Storch: Stork, Uhl: Uwel, Wetmar: Wymar, Wilhelm: Williams, Zimmermann: Simmerman und Carpenter.

33. Johann Jakob Astor.

(Aus Strickers „Germania“ [vgl. Nr. 7].)

Er wurde im Juli 1763 im Dorfe Walldorf bei Heidelberg in Baden geboren, wo sein Vater Gerichtsdienner war. Im Alter von 18 Jahren, als Astor im Begriffe stand, in die Fremde zu gehen, beschloß er, immer rechtschaffen und fleißig zu sein und insbesondere niemals zu spielen, und so kam er im März 1784 als Kajütenpassagier in Amerika an, nachdem er im November von London abgefahren, aber drei Monate vom Eise aufgehalten worden war. Unterwegs war er mit einem Landsmann, der Kürschner war, bekannt geworden, und dieser riet Astor, sein Handwerk zu lernen. Der Hauptteil von Astors Vermögen bestand zu der Zeit aus sieben Flöten aus seines Bruders Fabrik in London, die er nebst einigen anderen Waren verkaufte und deren Ertrag er in Pelz anlegte, während er zugleich in Newhork die Kürschnerei zu lernen anfang. Bald darauf wurde er als Diener in dem Pelzgeschäft eines alten Quäkers, namens Bown, angestellt, der Astor seines unermüdblichen Fleißes und seiner Treue wegen sehr schätzte. Späterhin errichtete er mit Hilfe einiger tausend Pfund, die er von seinem Bruder Heinrich, einem reichen Fleischer, geliehen erhielt, ein eigenes Geschäft, zu welchem er sich mit Cornelius Heher verband.

Am Schlusse des Revolutionskrieges erfuhr der Pelzhandel große Hemmnisse, da Oswego, Niagara, Detroit und andere Posten in Besitz einer fremden Macht kamen. Astor aber erkannte sofort, welche Vorteile ihm daraus erwachsen könnten, und er sagte: „Nun will ich im Pelzhandel mein Glück machen!“ Seine Voraussetzungen bewährten sich, und im Verlauf von sechs Jahren, während deren er mit Verstand und Ausdauer gearbeitet hatte, besaß er bereits ein Vermögen von 250 000 Dollar.

Neun Jahre später, im Alter von 45 Jahren, gründete Astor eine amerikanische Pelzkompanie, zu dem Zweck, mit den mächtigen britischen Gesellschaften, die auf dem besten Wege waren, den Pelzhandel in den nördlichen und südwestlichen Theilen des Festlandes allein an sich zu reißen, in Wettkampf zu treten. Die Außenposten dieser Gesellschaft erstreckten sich auf neue und bisher unbetretene Felder und sicherten die reichste Jagdbeute an Biber-, Otter- und Büffelfellen. Der Plan und die Errichtung dieser Gesellschaft genügten aber seinem riesenhaften Geiste nicht. Er ging sofort an die Ausführung der viel großartigeren Idee,

die Niederlassung Astoria zu gründen und längs des Stillen Meeres und des Flusses Columbia, in Verbindung mit der Vereinigten Staaten-Regierung, eine Reihe von Forts anzulegen und so den Pelzhandel westlich von den Felsengebirgen für Amerika in Beschlag zu nehmen. Der erste Posten, Astoria, wurde 1810 von einer Gesellschaft von sechzig Männern unter der Führung des Herrn W. P. Hunt angelegt und sollte der Handelsmarkt des nördlichen Stillen Meeres werden, weshalb er von Newhork aus zu Schiffe mit allem Notwendigen versorgt werden sollte. Das hatte zugleich die Bestimmung, auch die weiter nördlich gelegenen russischen Niederlassungen mit den erforderlichen Bedürfnissen zu versehen und dagegen Pelze einzutauschen. Mit den Pelzwaren von den russischen Posten und Astoria sollte es dann nach Canton gehen und von dort Tee, Seide und Ranking zurückbringen. Mehrere Schiffe gingen bei diesen Versuchen verloren, dessenungeachtet würde das Unternehmen nicht gescheitert sein, wäre nicht Astoria durch die Verrätherei eines Gesellschafters Astors, des Schotten Mac Dougall, an die Agenten der Hudsonbay-Kompagnie verkauft worden, gerade als der Friede mit England geschlossen war und es nach mannigfaltigen Schwierigkeiten von den Briten, die es besetzt hatten, an die Vereinigten Staaten zurückgegeben werden sollte.

Seit der Gründung der amerikanischen Pelzgesellschaft trieb Astor großartige Handelsgeschäfte. Seine Schiffe, mit Pelzen für Frankreich, England, Deutschland und Rußland und mit Pelzwerk, Ginseng und Dollars für China beladen, durchpflügten alle Meere, um die Erzeugnisse der Neuen Welt gegen die Fabrikate der Alten Welt auszutauschen. Er lebte auf fürstlichem Fuße, sein Haus war mit dem reichsten Geschirr ausgestattet, und seine Zimmer strahlten von Kunstwerken, die er zum Teil königlich bezahlt hatte.

Ungeachtet der Größe und des Erfolges von Astors Geschäftsunternehmungen, floß ihm doch der ergiebigste Quell seines Reichthums in dem gesteigerten Werte des Grundeigentums, namentlich in Newhork. Schon frühzeitig pflegte er zwei Dritteile seines jährlichen Gewinnes in Grundeigentum anzulegen, von dem er nie einen Fußbreit verpfändete. Auch in Missouri, Wisconsin, Iowa und anderen Theilen des Westens besaß er große Landstrecken, deren Wert sich ebenfalls sehr hoch beläuft. Der größte Teil seines Vermögens liegt und steht bei alledem in Newhork. Seine Hinterlassenschaft wird auf 30 Millionen Dollar geschätzt, und dies ist glaubhaft, wenn man hört, daß er allein zur

Gründung einer Bibliothek in Newyork 350 000 Dollar, der Deutschen Gesellschaft in Newyork 15 000 Dollar geschenkt hat. Er hinterließ zwei Söhne, deren einer von Kindheit an blödsinnig war, während der zweite sein Geschäft fortsetzte; eine seiner Töchter starb als Frau des Gesandten der vier freien Städte, Kumpff, in Paris, die andere heiratete einen Engländer, namens Bristed, der gegenwärtig Geistlicher in Bristol ist.

In Duebeck starb unlängst, 95 Jahre alt, der reichste Mann in Kanada, Georg Perez, Esq., ein Deutscher. Er war in früher Jugend ganz arm in Amerika eingewandert und erwarb sich durch Fleiß und Verstand ein so großes Vermögen, daß man ihn den kanadischen Astor nannte. Er war sehr wohlthätig und schenkte nach der großen Feuersbrunst zu Duebeck 1845 seinen zahlreichen Hauswirten ihre zum Teil sechsjährigen Zinsrückstände.

34. Das Germanische Museum bei der Harvard-Universität.

Von Friedrich Paulsen.

(Aus dem „Handbuch für das Deutschtum im Auslande“ [I. Nr. 1] S. 283—285. Stark gekürzt.)

Unter den kraftvoll aufsteigenden Universitäten der nordamerikanischen Union ist die Harvard-Universität in Cambridge bei Boston die erste und die älteste. Die von den Tagen ihres Ursprungs her dauernden Beziehungen zu hervorragenden Männern des geistigen Deutschlands, ich nenne A. H. Francke und Goethe, die enge Verwandtschaft, worin ihr jungaufblühender Wissenschaftstrieb zu deutscher Geistesarbeit steht, haben vor kurzem in der Begründung des Germanic Museum einen höchst bedeutsamen sichtbaren Ausdruck gefunden. Seine Absicht ist, den Studierenden von deutscher Art und Kunst eine Anschauung zu geben, vielseitiger, als sie das bloße Studium der Sprache und Literatur zu geben vermag. *Λόγος ἕργων οὐκ ἔστιν*, das Wort des alten Demokrit, könnte über der Thür des neuen Instituts seinen Sinn dem Eintretenden andeuten: Das Wort ein Schatten des Werks.

Die Idee eines solchen Instituts ist von einem Deutsch-Amerikaner ausgegangen: Runo Francke ist, mit einem der mittelalterlichen Universitätssprache entlehnten Ausdruck, der *plantator novi studii Cantabrigiensis*. Als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur fühlte er überall das Bedürfnis, das alte Deutschland auch zu den Augen seiner

Hörer reden zu lassen; und so ruhte er nicht, bis das Wort, dem er durch rastlose Tätigkeit in Amerika wie in Deutschland Freunde zu werben wußte, vollbracht war: ein Denkmal der Kulturgemeinschaft, welche die beiden Völker umschließt, ein Denkmal zugleich des geistigen Urhebers, der in seiner Person die Einheit deutschen und amerikanischen Wesens darstellt. . . Es soll denen, die drüben deutsche Sprache und deutsches Geistesleben studieren, das Sichere geben in die deutsche Welt erleichtern, indem es, soweit dies möglich ist, die ganze Lebensumgebung Altdeutschlands, seine Architektur und Skulptur, seine Burgen und Kirchen, seine alten Städte und seine Dörfer mit ihren Bürger- und Bauernhäusern, mit ihren Einrichtungen und ihrem Schmuck in Abbildungen und Nachbildungen vergegenwärtigt, von der Zeit der Pfahlbauten im Zürcher See bis herab auf die goldenen Tage von Weimar. Ein glänzender Anfang zur Verwirklichung dieser Idee ist gemacht, nicht zum wenigsten durch die hochherzige Initiative des Kaisers Wilhelm. Als Professor Francke im Jahre 1901 herüberkam, um für seinen Plan, der in Amerika rasch Freunde gewonnen hatte, auch in Deutschland Teilnahme und Förderung zu gewinnen, wurde er auch von dem Kaiser empfangen, der dem Unternehmen lebendigstes persönliches Interesse und tatkräftige Unterstützung zuwendete. Seine großartige Schenkung von Abgüssen, Werke deutscher Skulptur und Architektur vom 11. bis zum 18. Jahrhundert umfassend, bildet den Grundstock der Sammlung. Daran schloß sich ein Geschenk aus bürgerlichen und gelehrten Kreisen: eine Sammlung aus-erlesener Werke deutscher Goldschmiedekunst in galvanoplastischer Nachbildung in edlem Metall.

So ist der Grund zu dem „Germanischen Museum“, dem zweiten seines Namens, gelegt worden: im Herbst des vorigen Jahres, am 10. November (1905), dem Geburtstag Luthers, Schillers und Schopenhauers, wurde es feierlich eröffnet. Möge ihm fröhliches Wachstum beschieden sein!

35. Kurzer Umriss der Geschichte der deutschen Einwanderung in Texas.

Von L. F. Lafreny, San Antonio.

(Aus der Schrift „Texas voran!“ Handbuch von Texas. Herausgegeben von der Deutsch-Texasischen Einwanderungsgesellschaft. Houston, Texas, o. J. Druck der State Printing Co. Houston. S. 6—10.)

Der erste Deutsche, der mit seiner Familie nach Texas kam, war Friedrich Ernst aus Oldenburg. Derselbe ließ sich

in der Austinschen Kolonie nieder und gründete die noch heute als rein deutsch bestehende Ansiedlung Industry. Durch seine allerdings etwas zu optimistisch gehaltenen Schilderungen, die in Oldenburger Zeitungen veröffentlicht wurden, lockte er noch mehrere seiner Landsleute hinüber.

Bald ließen sich die Brüder Carl und Markus Ums'ier in den jetzigen Catsprings nieder. Dieselben waren anfänglich in Verlegenheit, da ihnen das nötige Geld zur Vermessung ihrer Ländereien fehlte, allein da kam ihnen der ehemalige preussische Leutnant von Röder, der mit seiner ganzen Familie, bestehend aus sechs Söhnen, vier Töchtern und einem Schwiegersohn, Robert Kleberg, nach Texas gekommen und anfänglich ein Jahr auf der Insel Galveston gewohnt, zu Hilfe. Herr Röder schloß das Geld zur Vermessung der Ländereien vor und erhielt dafür die Hälfte des Landes. Außer den erwähnten Ansiedlungen Industry und Catsprings wurden von Deutschen im Anfang der dreißiger Jahre noch Frelsburg in Colorado County durch Capt. Frels, und Biegels Settlement durch Joseph Biegel in Fayette County gegründet.

Zur Zeit des texanischen Befreiungskrieges von Mexiko im Jahre 1836 waren vielleicht etwas über hundert Deutsche in Texas angesiedelt, was bei der ohnehin sehr spärlichen Bevölkerung dieses Staates schon ein nicht zu gering zu schätzendes Kontingent war. Während des Befreiungskrieges nahmen alle in Texas wohnenden Deutschen lebhaften Anteil an demselben, und ein deutscher Ingenieur, Eduard Hackert, leitete die Befestigungsarbeiten an der Insel Galveston.

Nach der glücklichen Losreißung von Mexiko versuchte die anfänglich alleinstehende junge Republik von Texas, die europäische Einwanderung hierher zu führen, indem sie jedem Einwanderer eine Landschenkung zusicherte und ihm gleich das Bürgerrecht erteilte. Größere Landschenkungen an Unternehmer, die Kolonien hierher bringen würden, wurden ebenfalls ausgegeben, die sogenannten Landgrants, doch kamen diese erst dann zur Geltung, wenn die stipulierte Anzahl der Einwanderer hergebracht, so daß der Besitzer des Grants in Wirklichkeit kein Land besaß, ehe er seinen Teil des Kontraktes erfüllt hatte. Dieß er die Zeit verstreichen, ohne Kolonisten zu bringen, so war der Grant verfallen.

Anfangs der vierziger Jahre organisierte sich in Deutschland der „Deutsche Adelsverein zum Schutze deutscher Einwanderung in Texas“. Dieser Verein bestand aus deutschen Fürsten, Grafen und Herren, und an ihrer Spitze stand

Herzog Adolph von Nassau, der spätere Großherzog von Luxemburg. Die erste Versammlung desselben trat am 20. April 1842 im Schlosse zu Bieberich am Rhein zusammen, und die Gründungsakte lautete: „Wir Endesunterzeichneten erklären andurch, daß Wir Uns zum Zwecke des Ankaufs von Ländereien in dem Freistaate Texas unter Heutigem als Gesellschaft konstituiert haben.“ Folgen einundzwanzig Unterschriften.

Noch in demselben Jahre sandte der Verein zwei seiner Mitglieder, die Grafen Victor von Leiningen und Joseph von Boos-Waldeck, nach Texas, um die hiesigen Verhältnisse kennen zu lernen. Beide hielten sich fast ein Jahr in Texas auf und ließen sich keine Strapaze, wie sie das Reisen in dem damals noch fast unbesiedelten Lande mit sich brachte, verbrießen, dennoch lautete ihr Bericht an den Verein sehr verschieden. Boos-Waldeck hatte im jetzigen Fayette County eine größere Plantage mit Negern und allem Zubehör gekauft, die er „Farm Nassau“ nannte und zum Mittelpunkt der neuen Niederlassung machen wollte. Es sollten Teile derselben an neue Emigranten verkauft und mit dem Gelde neues Land angekauft und übergemacht werden. So empfing jeder Ansiedler gleich übergemachtes Land, welches selbst gegen Bezahlung vorteilhafter war wie das Geschenk des rohen Landes durch die Regierung.

Leiningen dagegen empfahl die Erwerbung eines größeren Landkomplexes durch einen der oben erwähnten Grants, und diese Empfehlung wurde angenommen, worauf Graf Waldeck und seine Brüder sich von dem Unternehmen zurückzogen. Dem Verein wurde nun ein solcher Grant durch einen Franzosen namens Bourgeois, der sich aber Bourgeois d'Orannes nannte, angeboten und von ihm angenommen. Bourgeois begleitete dann den Prinzen Carl v. Solms-Braunsfels, welcher als General-Kommissär nach Texas ging, als Kolonial-Direktor.

Bald nach seiner Ankunft fand der Prinz indessen aus, daß der Grant des Herrn Bourgeois längst verfallen und völlig wertlos war. Er entließ den Herrn darum als Kolonial-Direktor und berichtete an den Verein. Es wäre dem Prinzen leicht gewesen, selbst einen Grant von der texanischen Regierung zu erlangen, aber in seiner Geschäftsunkenntnis unterließ er es, und der Verein ließ sich abermals auf einen Grant ein, den sogenannten Miller & Fisher-Grant, der ihm von Henry Fisher angeboten wurde.

Dieser Grant war allerdings noch nicht verfallen, aber das in demselben bezeichnete Land lag damals noch im Lande

der Commanchen, des kriegerischsten Indianerstammes in Texas, und ebenso unerreichbar, wie wenn es im Mond gelegen. Dabei kamen bereits im Dezember 1844 die ersten Emigranten auf den Schiffen „Johann Dethart“, „Herchel“ und „Ferdinand von Brest“ an, und der Prinz hatte noch kein Land, sie anzusiedeln. So ließ er die ganze Gesellschaft nach dem von ihm angelegten „Carlshafen“ (dem späteren Indianola) bringen und dort ein provisorisches Lager (Camp) beziehen. Die ganze „Anlage“ von Carlshafen bestand allerdings nur in einer roh aufgeschlagenen Bretterbude, die als Magazin diente.

In diesem Camp wurde nun die erste Weihnacht nach deutscher Sitte auf texanischem Boden gefeiert. Der Prinz ließ einen jungen Eichbaum in die Mitte des Lagers verpflanzen und als Christbaum ausschmücken. Die Kinder erhielten Spielsachen und Bekereien, die Männer Getränke aus dem eigenen Vorrat des Prinzen.

Der Prinz hatte unterdessen von den Veramendischen Erben das unter dem Namen „Las Fontanes“ (die Quellen) bekannte Stück Land gekauft. Dasselbe lag am westlichen Ufer des Guadalupe, war von dem kristallklaren Comalflusse durchströmt und ein idyllisch schönes Stück Erde, wie es wohl kaum irgendwo schöner gefunden werden konnte. Hierher ließ der Prinz nun die an der Küste harrenden Emigranten bringen. Der Transport, der nur durch Ochsenwagen, die höchstens 10 bis 12 englische Meilen täglich zurücklegen konnten, bewirkt werden konnte, war ein äußerst langsamer, und fuhr der erste Wagen mit Emigranten am 21. März 1845, dem Karfreitag des Jahres, durch die Guadalupe.

Wiewohl der Prinz sich nach Kräften bemühte, seinen Pfliegbeholdenen alles zu verschaffen, was der Verein ihnen zugesichert, so war dies doch nicht immer zu bewerkstelligen, da man drüben mit europäischen und nicht texanischen Zuständen gerechnet und für viele Dinge, namentlich für den Transport von der Küste bis zur Kolonie, fast das Zehnfache bezahlen mußte, was man angerechnet. So entstand denn Unzufriedenheit unter den Ansiedlern, unter denen sich leider auch ein Element befand, welches arbeitscheu war und sich berechtigt glaubte, vom Verein seinen Unterhalt zu beanspruchen. „Wenn ich arbeiten soll, konnte ich auch in Europa bleiben!“ war das Argument dieser Faulpelze, die häufig imstande waren, auch die weniger intelligenten unter den fleißigeren Ansiedlern mit aufzustacheln, wodurch dem Direktorium die Sache nur noch schwieriger gemacht wurde.

Am 15. Mai verließ der Prinz die Ansiedlung Neu-Braunfels, um nach Europa zurückzukehren, und wenige Tage später traf sein Nachfolger, Baron von Meuselbach, ein. Dieser stand nun vor einer fast unmöglich scheinenden Aufgabe. Er sollte über tausend Menschen noch ein Jahr lang ernähren, und zwar ohne Geld, ohne Lebensmittel, ohne Kredit und mit einer drängenden Schuldenlast. Daß er dies, allerdings mitunter durch Schliche und Kniffe, die man vielleicht nicht ganz ehrlich nennen durfte, die aber hier durch die Notwendigkeit geboten wurden, fertig brachte, zeigte ihn als tüchtigen Finanzier und Diplomaten. Unter seiner Leitung wurde auch die zweite Vereins-Kolonie, Fredericksburg, angelegt.

Es würde hier zu weit führen, die ganze Geschichte des Adelsvereins bis zu seinem endlichen Zusammenbruch zu erzählen, nur die Tatsache ist zu erwähnen, daß die Ansiedler von dem Augenblicke an, wo der Verein, von dem sie Schutz und Hilfe haben sollten, zusammenbrach und sie nur auf sich selbst angewiesen waren, emporkamen und rasch einem gewissen Wohlstand entgegengingen.

Immer mehr deutsche Ansiedler kamen nach Texas ohne Schutz und Hilfe des Vereins, und alle fanden ein Heim, welches wohl tüchtige Arbeit verlangte, aber sie doch bald sorgenlos hinstellte.

Das Jahr 1848, welches viele Angehörige der besseren Stände aus Deutschland vertrieb, brachte auch ein nicht geringes Contingent derselben nach Texas, wo die höhere Bildung der meisten derselben nicht ohne Einfluß auf das deutsche gesellige Leben in Texas blieb, ein Einfluß, der sich noch heute bemerkbar macht. Schon im Jahre 1852 wurde in Neu-Braunfels ein großes allgemeines Gesangsfest gefeiert, zu dem die Beteiligten oft bis hundert Meilen weit herkamen, und bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges wiederholten sich diese Feste teils in Neu-Braunfels, San Antonio, Fredericksburg und Systerdale alljährlich.

Der Ausbruch des Sezessionskrieges fand schon eine bedeutende deutsche Bevölkerung in Texas. Die Counties Austin, Fayette und Washington mit den Städten Bellville, La Grange und Brenham sowie zahlreichen größeren und kleineren Ansiedlungen waren vorwiegend deutsch, ebenso Comal County, mit dem rein deutschen Neu-Braunfels, Gillespie County mit dem ebenfalls ganz deutschen Fredericksburg, Kendall County mit Boerne und Comfort. Auch in den größeren Städten Galveston, San Antonio, Houston und Austin befand sich ein großes und tonangebendes deut-

ches Element. Das Deutschtum hatte in Texas Fuß gefaßt und seine Stellung, aus der es sich nicht mehr verdrängen ließ, erobert.

Die vier Kriegsjahre des Sezessionskrieges machten nicht nur jede Emigration nach Texas unmöglich, sondern erwiesen sich auch der Entwicklung des hiesigen Deutschtums hinderlich. Viele Deutsche mußten ihrer Unionsgesinnung wegen unter Lebensgefahr den Staat verlassen, und der Nativismus und Fremdenhaß, der sonst hier in Texas nur sehr vereinzelt aufgetreten, drohte, sich mehr und mehr zu entwickeln.

Aber um so kräftiger entwickelte sich das Deutschtum nach Beendigung dieses unglücklichen Krieges wieder. Die ehemaligen Sklavenhalter vermochten ihre ungeheuren Plantagen nicht zusammenzuhalten oder sie wenigstens mit bezahlter Arbeit nicht nutzbringend zu machen. Sie waren also gezwungen, ihre Ländereien zu parzellieren und zu verkaufen. Es zeigte sich, daß der freie Acker nur in sehr geringen Ausnahmefällen als selbständiger Ackerbauer erfolgreich war und daß es fast nur der deutsche Farmer war, der sich auf dem Lande und durch das Land zu einem Wohlstandemporarbeitete.

Dazu kam in den siebziger Jahren wieder eine starke deutsche Einwanderung nach Texas, die bis gegen die achtziger Jahre anhielt. Aber während der Zeit war hier im Lande selbst eine starke deutsche Bevölkerung aufgewachsen, die Kinder und Enkel der ersten Einwanderer, die besonders in den ländlichen Distrikten ganz deutsch, d. h. deutsch-texanisch, blieb und nur in den Städten sich in einem gewissen Prozentsatz, aber durchaus nicht allgemein, wie vielfach behauptet wurde, amerikanisierte.

Wir dürfen heute das ganze südliche und südwestliche Texas, westlich vom Brazos bis nördlich über Waco hinaus, als vorwiegend deutsch erklären, vielleicht mit Ausnahme der Rio Grande-Gegend, die bisher nur zu Weideland brauchbar erklärt wurde und erst in neuerer Zeit mehr in Aufnahme kommt. Aber das deutsche Element drängt unaufhaltsam über diese Grenzen hinaus, und heute finden sich schon in Nord-Texas manche Plätze, die ausschließlich deutsch oder im Begriffe sind, es zu werden. Auch in fast allen Städten findet sich ein starkes und prominentes Deutschtum. Auch darf dies nicht verstanden werden, als wenn sich zwischen dem Deutsch- und Amerikanertum in Texas ein feindseliges Verhältnis befinde, im Gegenteil, in vielleicht fast keinem Staate der Union ist das Verhältnis zwischen den

beiden Nationen ein besseres wie gerade hier in Texas. Der bessere Amerikaner erkennt die Vorzüge des deutschen Charakters an und schließt sich gern deutschen Gewohnheiten an, so daß man in einzelnen Städten, wie z. B. San Antonio, der größten Stadt des Landes, von einer Germanisierung des Amerikaners sprechen kann.

36. Das Deutschtum in Süd-Brasilien.

Von Franz Giesebrecht.

(Aus dem Vorwort des Buches „Die deutsche Kolonie Ganja in Süd-Brasilien. Reiseerlebnisse aus dem Staate Santa Catharina“. Berlin, Hermann Paetel, 1899. S. VII ff. Gefürzt.)

Es gibt nicht allzuvieler Länder auf der Erde, in denen deutsche Siedlungen ohne Schädigung des Mutterlandes angelegt werden können. Noch kleiner ist die Zahl derjenigen Gebiete, deren Erschließung durch deutsches Kolonistenmaterial für das Mutterland einen direkten Nutzen bedeutet. In Betracht kommt dabei besonders der südamerikanische Kontinent; aber nicht alle seine Staaten sind für unsere Auswanderungspolitik von gleichem Werte. So droht beispielsweise von Argentinien mit seinen gewaltigen Weidflächen und seinen nicht minder großen Ackerbaudistrikten unserer Landwirtschaft eine nicht geringe Gefahr. *S a n d e l s p o l i t i s c h* ist Südamerika zweifellos durchweg derjenige Teil der Erde, den wir zu unserer Domäne zu machen die besten Aussichten haben. *K o l o n i s a t o r i s c h* aber dürften es vornehmlich nur die südbrasilianischen Staaten sein, denen wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Als ich auf Grund meiner Studien über die Auswanderungsfrage zu der Anschauung gekommen war, daß wir in Süd-Brasilien das geeignete Terrain für deutsche Kolonisation im größeren Stile zu sehen hätten, entschloß ich mich zu einer Reise nach Brasilien, um dort die Verhältnisse selber an Ort und Stelle einer Prüfung zu unterziehen. . . . Was ich dort gefunden habe, läßt sich mit wenigen Worten ausdrücken: eine selbstbewußte, arbeitssame, rastlos vorwärtstrebende deutsche und deutsch-brasilianische Bevölkerung, die mit Fähigkeit an ihrem Volkstum hängt und eifrig bestrebt ist, deutsche Kirche, deutsche Schule, deutsche Kultur hochzuhalten und zu fördern. Und überall ist mir das Deutschtum Brasiliens in einer wirtschaftlichen Lage entgegen-

getreten, die ich nur eine überraschend gute zu nennen vermag. In dem verhältnismäßig kurzen Zeitraume von fünfzehn Jahren kann der deutsche Kolonist, der mit einem ganz geringen Kapitale seine Siedlungsarbeit begonnen hat, so weit vorwärtskommen, daß er ein schuldenfreies, schönes Besitztum sein eigen nennt, das ihm eine größere Rente abwirft, als er zu seinem und seiner Familie Lebensunterhalte gebraucht. Nur hundert Morgen sind erforderlich, um eine große Bauernwirtschaft zu betreiben, denn Süd-Brasilien ist ein gesegnetes Land, und in üppiger Fülle hat die Natur ihre Gaben darüber ausgestreut. 400 000 deutsche Kolonisten haben dort schon eine auskömmliche Existenz gefunden. Noch aber ist Platz für weitere Hunderttausende von Kolonisten, und gerade die schönsten und fruchtbarsten Ländereien sind es, die noch der Besiedlung harren. So hat die „Hanseatische Kolonisations-Gesellschaft“, die in Hamburg ihren Sitz hat, einen Komplex von 650 000 Hektaren im brasilianischen Staate Santa Catharina erworben, vermessen und durch Wegebauten dem Verkehr erschlossen. Eine neue große deutsche Kolonie, die den Namen „Hansa“ führt, ist dort im Entstehen begriffen. Ich habe selber auf meiner Reise durch Süd-Brasilien (November 1897 bis Juni 1898) jenes Territorium besucht und auf seine Besiedlungsfähigkeit hin geprüft. Die Resultate, die ich von dieser Tour heimgebracht habe, sind die denkbar günstigsten. . . . Durch Jahrzehnte hindurch hat sich das Deutschtum in Süd-Brasilien rein und kernig erhalten; durch Jahrzehnte hindurch hat es sich unter Mühen und Gefahren sein Volkstum zu bewahren gewußt; in deutscher Treue schaut es noch heute auf das alte Mutterland und freut sich, wenn ihm bewiesen wird, daß die Stammesgenossen in Europa es noch nicht ganz vergessen haben. Nirgends auf der Welt gibt es sonst ein Land, in dem wir von dem Deutschtum und gar von dessen Nachkommenschaft das Gleiche sagen können. Überall haben die Deutschen den Kulturdünge gebildet und sind in dem fremden Volkstum untergegangen. In Süd-Brasilien dagegen haben sie ihre Sprache und ihre Sitten behütet und bewahrt und auch auf ihre Nachkommenschaft, die Deutsch-Brasilianer, vererbt. Darum ist es die heilige Pflicht des deutschen Volkes, der deutschen Brüder in Brasilien zu gedenken und sie in ihren Bestrebungen und in ihrem Fortkommen zu unterstützen.

37. Das Deutschtum in Japan.

(Aus dem „Handbuch des Deutschtums im Auslande“ [vgl. zu Nr. 1] S. 234 f.)

Die Geschichte des Deutschtums in Japan reicht mit ihren Anfängen in das letzte Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts zurück und setzt gleichzeitig mit der wissenschaftlichen Erforschung des Landes ein. Denn der erste Europäer, der in planmäßiger Weise exakte Studien über die natürlichen und kulturellen Verhältnisse des Landes angestellt hat, war ein Deutscher: Engelbert Kämpfer, geboren und gestorben in Lemgo, der Residenz eines der kleinsten Kleinstaatsfürsten Deutschlands. Zu einer Zeit, als Japan sich aufs strengste nach außen abschloß, ist es ihm als Arzt der Faktorei, die der niederländischen Ostindischen Kompagnie auf einer Insel vor Nagasaki gestattet blieb, gelungen, ein außerordentlich reiches und zuverlässiges Material zur Kenntnis nicht nur der Geschichte, der Verfassung, der kulturellen Verhältnisse, sondern vor allem auch der Pflanzen- und Tierwelt Japans zu sammeln. Obwohl er sich nur verhältnismäßig kurze Zeit, etwas über zwei Jahre, in Japan aufgehalten hat, erlangte sein Werk, das erst nach seinem Tode, und zwar zunächst in englischer Sprache, veröffentlicht wurde, durch die Fülle seiner originalen Nachrichten grundlegende Bedeutung, und noch heute ist es von ganz unschätzbarem Werte.

Ebenfalls als Arzt der holländischen Faktorei in Nagasaki hat lange Zeit nach Kämpfer, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ein anderer Deutscher, der Würzburger Philipp Franz von Siebold, die Förderung der wissenschaftlichen Kenntnis Japans sich zur Aufgabe gemacht. Nachdem er von 1823—1826 in Nagasaki geblieben war, wirkte er in der Hauptstadt Jedo von 1826—1830 als Leiter einer medizinischen Unterrichtsanstalt; unter den Lernbegierigen Japanern hat er eine ausgedehnte medizinische Schule begründet, deren Einfluß bis in die Gegenwart hineinreicht. Die Ergebnisse seiner naturwissenschaftlichen Forschungen, die er sieben Jahre hindurch betrieb, hat er nach seiner Rückkehr nach Europa in mehreren Werken, namentlich in dem Buche: „Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan“, ferner einer Fauna und Flora japonica und einem Atlas des japanischen Reiches, niedergelegt. Eine zweite Reise, zu der ihn die Öffnung der japanischen Häfen im Jahre 1854 veranlaßte, führte zu einem neuen Aufenthalt von August 1859 bis 1862. Er wurde auch vom Shogun als politischer Ratgeber

verwendet, von der holländischen Regierung aber nach Java berufen. Seine Schüler und die führenden Männer Japans wissen, was Siebold ihrem Vaterlande gewesen ist; durch die Inschrift des Denkmals, das ihre Dankbarkeit ihm errichtet hat, haben sie bezeugt, daß ihm „der Ruhm der großen Tat der Einführung der Zivilisation im heutigen Japan“ gebühre.

Als dann im Jahre 1867 in Japan infolge der großen Staatsumwälzung dem Einströmen der modernen Kultur die Tore geöffnet wurden, haben wiederum Deutsche in hervorragendem Maße an dem großen Werke der Übermittlung europäischer Kultur mitgearbeitet. Wenn es auch nicht möglich ist, den Anteil der einzelnen Nationen hieran im einzelnen genau zu bestimmen, so ist doch sicher, daß auf manchen Gebieten das deutsche Element die stärkste Einwirkung ausgeübt hat. Das preussische Muster hat nicht nur auf die japanische Verfassungsurkunde, sondern auch auf die städtische und Gemeindeverwaltung Einfluß gehabt. Die Reorganisation des Heerwesens war anfangs für kurze Zeit französischen, später aber ausschließlich preussischen Instruktoren anvertraut, und andererseits haben viele japanische Offiziere ihre militärische Ausbildung in Deutschland genossen. Die Japaner selbst erkennen es an, daß sie ihre im Kampf gegen Rußland errungenen Siege zum guten Teil dieser preussischen Erziehung verdanken. — Ferner ist auch das japanische Recht so sehr dem Deutschen nachgebildet, daß es in mancher Beziehung als dessen Tochterrecht gelten kann. Das deutsche Recht ist jedoch erst später als das französische und englische als Lehrgegenstand in das juristische Studium aufgenommen worden. Sonst wird namentlich die medizinische Wissenschaft in Japan in Anlehnung an das deutsche Vorbild betrieben. In der medizinischen Fakultät der Universität Tokyo war die Unterrichtssprache lange Zeit hindurch deutsch, und in der deutschen Abteilung der juristischen Fakultät ist das auch heute noch der Fall. Im Laufe der Zeit sind freilich die Stellen der fremden Beamten, unter denen 1886—1895 den Deutschen das Übergewicht zugefallen war, allmählich Einheimischen übertragen worden; man hat denn auch vielen Deutschen nach Ablauf ihrer Kontrakte gekündigt, so daß heute die Zahl der deutschen Regierungsangestellten auf drei Universitätsprofessoren, drei Sprachlehrer und drei Musiklehrer zusammengeschmolzen ist. Von den mit Pension verabschiedeten Medizinern ist, nachdem Professor Wälz mit seiner japanischen Gattin nach Deutschland zurückgekehrt ist, jetzt nur noch einer in Japan geblieben,

der in Tokyo und Yokohama praktiziert. Nur an den höheren Lehranstalten wirken Lehrkräfte fremder Nationalität nach wie vor; im Jahre 1901 waren die Deutschen unter den 66 ausländischen Lehrern mit 21 Personen (ausschließlich zweier Schweizer) am stärksten vertreten. . .

Am greifbarsten ist die Hochschätzung der deutschen Sprache und Literatur seitens der gebildeten Japaner zum Ausdruck gelangt in der Begründung des „Vereins für deutsche Wissenschaft“ (Doitsugaku Kiokai), die vor mehr als zwanzig Jahren in Tokyo erfolgte. Dieser rein japanische Verein, dem u. a. die größten japanischen Staatsmänner angehörten, betrachtet als seine Hauptaufgabe die Förderung und Verbreitung der deutschen Sprache und unterhält zu diesem Zweck seit 1884 eine eigene deutsch-japanische Schule. In diesem Sinne hat er auch bei der hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Todestag, der überhaupt in Japan nicht unbeachtet geblieben ist, eine Schillerfeier veranstaltet. . . Die gesamte Forschungsarbeit der Deutschen, soweit sie sich auf die wissenschaftliche Erschließung nicht nur Japans, sondern Ost-Asiens überhaupt erstreckt, konzentriert sich seit länger als einem Vierteljahrhundert in der „Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ost-Asiens“, deren hervorragende Leistungen das Ansehen des japanischen Deutschland jederzeit besonders gestärkt haben. Die gelehrte Gesellschaft, die im Jahre 1873 auf Anregung des damaligen deutschen Ministerpräsidenten, M. v. Brandt, begründet wurde, hat im Laufe der Jahre ihr Arbeitsgebiet immer weiter und schließlich auf alle Wissenszweige ausgedehnt: während zunächst rein naturwissenschaftliche, medizinische und ethnographische Studien im Vordergrund des Interesses standen, kamen allmählich auch nationalökonomische und literarhistorische Gegenstände zur Erörterung, und in den achtziger Jahren überwogen bereits statistische, landwirtschaftliche und geologische Forschungen. Als später auch in die philosophische Fakultät deutsche Gelehrte berufen wurden und die Mission ihre Tätigkeit begann, kamen auch historische, philosophische und religionsgeschichtliche Stoffe zur Behandlung; die „Mitteilungen“ der Gesellschaft, in denen ein Teil der in den vierzehntägigen Sitzungen gehaltenen Vorträge zum Ausdruck gelangt, bilden eine außerordentlich reichhaltige und vielseitige Sammlung wissenschaftlicher Beiträge zur Kenntnis Ost-Asiens. Das wertvolle Museum des Vereins, das wegen finanzieller Schwierigkeiten aufgegeben werden mußte, ist dem Leipziger Völkerkunde-Museum überwiesen worden. Dafür gelang es aber, ein eigenes Grundstück und damit

einen würdigen Aufbewahrungsort für die in ihrer Art einzige Bibliothek, deren Vollständigkeit auf dem Spezialgebiete der Ost-Asienkunde von keiner anderen erreicht wird, zu erwerben. Die Zahl der Mitglieder, zu denen auch zahlreiche hochgestellte Japaner — z. B. der General Graf Katsura — gehören, ist in dem Zeitraum von 1883—1898 von 78 auf 265 gestiegen und beträgt jetzt über 400.

38. Die deutsche Einwanderung in Australien.

Von Wilhelm Mündmeier.

«Aus dem Buche „Die deutsche überseeische Auswanderung“. Ein Beitrag zur deutschen Wanderungsgeschichte. Jena 1912, Gustav Fischer. S. 221—223.)

Im Jahre 1871 lebten in Australien ca. 16 000 Personen, die in Deutschland geboren waren, 1881 waren es 37 313, 1891 44 721 und 1901 42 671. Nach der deutschen Statistik wanderten in dem Zeitraume von 1847—1910 insgesamt 55 322 Personen nach Australien aus. Eine australische Einwanderungsstatistik mit Unterscheidung der Nationen haben wir in Australien nicht, von 1888 wird nur eine Unterscheidung der Einwanderer, soweit sie aus englischen und fremden Häfen sowie aus englischen Kolonien kommen, gemacht.

Eine größere Bedeutung hat demnach Australien für die deutsche Auswanderung nicht, wenigleich in früheren Zeiten, vor allem in den fünfziger und sechziger Jahren, nicht wenige Deutsche dorthin gewandert sein sollen.

Die ersten Nachrichten von nennenswerten Auswanderungen nach Australien stammen aus den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts. Das Land, durch deutsche Forscher und Gelehrte bekannt gemacht, wurde durch englische Auswanderungsagenten in Deutschland als günstiges Ziel für Auswanderer angepriesen. Vor allem waren es wiederum religiöse Schwärmer und Unzufriedene, die zuerst nach Australien zogen. Im Jahre 1835 ging als erster Auswanderungszug die schlesische Gemeinde Klemzig bei Züllichau mit ihrem Pastor nach Wandiemensland, ihnen folgten in den nächsten Jahren vor allem Alt-Lutheraner nach, die die sog. Agenda Friedrich Wilhelms III. nicht annehmen wollten und es vorzogen, auszuwandern. Im Jahre 1839 gingen auf einmal ungefähr sechshundert solcher Alt-Lutheraner aus Preußen nach Australien und siedelten sich in dem südlichen Teile dort an, trieben bald in großem Maße Schafzucht und gründeten Kolonien, von denen mehrere, Lobe-

thal, Bethanien, Longmeil u. a., sich schnell und gut entwickelten. Schon zwei Jahre vorher hatten deutsche Winzer aus Hattenheim ihren Weg nach Neuseeland genommen, dort sich niedergelassen und den Grund zu einem blühenden Weinbau gelegt. In den vierziger Jahren nahm die deutsche Einwanderung weiter zu, in Deutschland bestand ein Verein zur Lenkung der deutschen Auswanderung nach Neuseeland, der 1844 von Diergardt gegründet wurde, aber keine größere Tätigkeit entfaltet zu haben scheint. Im ganzen dürfte bis zu Ende des vierten Jahrzehnts die Zahl der deutschen Einwanderer kaum mehr als einige Tausend betragen haben. Einen größeren Umfang nahm aber die deutsche Einwanderung in Australien in den nächsten Jahren infolge der Entdeckung der Goldfelder an, es wird von Auswanderungen unter Leitung von unternehmenden Männern berichtet, die ganze Auswanderungszüge organisierten, an denen sich besonders zahlreiche Bergleute aus dem Harz beteiligt haben sollen. Auch die Hamburger und Bremer Nachweise zeigen jetzt nicht unbedeutende Zahlen. In den sechziger Jahren waren es dann einige größere Schiffsahrtsunternehmungen, die die Auswanderung nach Australien betrieben. So hat z. B. die Hamburger Firma Godefroy in Verbindung mit einem Kaufmann Heußler in Brisbane im Auftrage und mit Unterstützung der englischen Regierung in den Jahren 1862—1872 ca. 11 000 Deutsche nach Queensland gebracht. Es waren meist Landwirte aus der Uckermark, Provinz Preußen, Pommern und Schlesien sowie aus Kurhessen und Württemberg, von denen jeder von der englischen Regierung eine Landanweisung im Werte von zwölf Pfund Sterling und auch sonstige Unterstützung erhielt. So ist bis zum Anfang der achtziger Jahre ein steter Nachschub von deutschen Einwanderern zu verzeichnen, von da ab aber macht sich eine Änderung und ein steter Rückgang geltend. Es hat sich gezeigt, daß man teilweise schon zu weit in der Ansiedlung der nur in beschränktem Maße in Betracht kommenden Gebiete gegangen war. Der weiteren Ausdehnung der Bewirtschaftung durch Ackerbau ist, seitdem eine Reihe von Mißernten die großen Hoffnungen früherer Jahre zerstört hat, ein Ziel gesteckt, einzig in Queensland sollen seitdem noch günstige Bedingungen für europäische Kolonisten bestehen. In allen anderen Gebieten ist der gute Grund und Boden bereits in festen Händen. Hier hat man daher auch mit der Einwanderungsbegünstigung aufgehört. Heute steht man in Australien jeglicher Einwanderung unsympathisch gegenüber. Seitdem die Arbeiterpartei das

politische Übergewicht hat, sieht man in den Einwanderern nur Lohnbrücker und will die Lösung durchsetzen: „Australien den Australiern.“ Dies kommt vor allem in der Einwanderungspolitik zur Geltung. Die Chineseneinwanderung hatte man schon im Jahre 1851 beschränkt. Allgemeine Maßnahmen nach amerikanischem Muster zur Fernhaltung von Armen, Kranken, Hilfslosen aller Art und später auch von Kontraktarbeitern hat man seit Mitte der sechziger Jahre durch die Einwanderungsgesetze getroffen. Der neue Commonwealth traf durch ein Gesetz vom Jahre 1901 weitere Einschränkungen der Einwanderung. Jeder Einwanderer muß nach den Bestimmungen dieses Gesetzes, wenn er zur Landung zugelassen werden will, den Nachweis erbringen, daß er im Vorbesitz von 100 Pfund Sterling ist, es sind strenge Vorschriften erlassen, um Kranke und Gebrechliche jeder Art fernzuhalten, und jeder Einwanderer muß imstande sein, ein Diktat von fünfzig Worten in einer europäischen Sprache — ursprünglich wurde in dem Gesetzesentwurf die englische Sprache verlangt — niederzuschreiben.

Australien hat somit wohl die weitgehendsten Einwanderungsbeschränkungen, die Einwanderungsverboten nahekommen. Am allerwenigsten aber ist der Deutsche ein erwünschter Einwanderer. Die deutschfeindliche englisch-australische Presse hat in dieser Beziehung viel dazu beigetragen; „die Anspruchslosigkeit der Deutschen, ihr Fleiß, ihre Sorgfalt machen sie den anspruchsvollen Australiern verhaßt“, und die führenden Politiker und Staatsmänner machen kein Hehl daraus und erklären es öffentlich, daß die Deutschen, die ja noch schlimmer als Chinesen seien, dem Lande womöglich ganz ferngehalten werden müßten. Der einzige Staat, der auch heute noch einer deutschen Einwanderung nicht ablehnend gegenübersteht, ist Queensland, hier wird die Einwanderung von Staats wegen noch unterstützt. Aber diese Unterstützung ist doch nur eine sehr beschränkte und bedingte, sie trifft nur solche Personen, die von einem Ansässigen einer Kolonie oder sonst von einem Einwohner „als geeignet erscheinend“ namhaft gemacht worden sind. . . . Deutschen Auswanderern dürfte diese Unterstützung nur in seltenen Fällen zukommen, eine deutsche Einwanderung ist, zu dem Resultat kommt auch Schanz, in Australien heute weder erwünscht noch auch sonst anzuraten. Weder in wirtschaftlicher noch in nationaler Hinsicht ist Australien als ein geeignetes Land für deutsche Auswanderer zu bezeichnen.

Anmerkungen.

Die hier folgenden Anmerkungen sind mit sachlichen Zusätzen und mit Hinweisen auf die Fachliteratur sehr viel reichlicher ausgestattet, als das bei einer „Schulausgabe“ im allgemeinen üblich ist. Aber ich bin einerseits mit dem Herrn Verleger dieser Sammlung von „Schulausgaben“ schon lange darüber einig, daß wir zwar den Titel wie auch die Hauptbestimmung unserer Sammlung, ihrer Entstehung entsprechend, durchaus auf die Bedürfnisse der Schule einstellen, den Kreis ihrer Benutzer jedoch in weitem Umfange auch außerhalb der Schule, namentlich unter den Studierenden der Hochschulen, suchen wollen, und auf der anderen Seite ist es meines Erachtens auch für eine Schulausgabe im engeren Sinne des Wortes kein Nachteil, wenn sie so eingerichtet ist, daß ihre Benutzer sie gern und zum Vorteil für die Sache aus der Schule mit ins Leben hinausnehmen. Wenn einiges von dem hier Gebotenen auch der wissenschaftlichen Erforschung des Auslandsdeutschtums zugute kommen kann, so soll mich das ganz besonders freuen; wir haben auch hinsichtlich dieser Forschung gar vieles nachzuholen, was bisher sehr zum Schaden der Sache veräußert worden ist. — In Abkürzungen sind nur die beiden folgenden gebraucht: VDA = Das Deutschtum im Ausland. Herausgegeben vom Hauptvorstand des Vereins für das Deutschtum im Ausland; DKW = Deutsche Kultur in der Welt (s. Nr. 9). Die Nummern der Anmerkungen decken sich mit denen der Textesstücke; auf einzelne Stellen ist durch Angabe der Seitenzahl Bezug genommen.

Aus der Fachliteratur über das Auslandsdeutschtum im allgemeinen seien unter Ausschaltung der bereits als Textesquellen angeführten Werke hier noch folgende Schriften genannt:

J. Kethnawich, Die Deutschen im Auslande, Berlin 1889; Hoeniger, Das Deutschtum im Auslande, 2. Aufl., Spz. 1918, Bd. 402 der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“; H. Wed, Das Deutschtum im Auslande, München 1916; G. Holbege und W. Jentsch, Deutsches Schaffen und Ringen im Auslande. Ein Quellenlesebuch für Jugend und Volk, für Schule und Haus, Spz. 1916 f., bis jetzt 2 Bände; Bd. 1: Österreich-Ungarn, Balkan, Orient, Bd. 2: Rußland, Nord- und Mittelamerika, Südamerika; Chr. F. Weiser, Das Auslandsdeutschtum und das Neue Reich, Gotha 1918; D. von Dehnen, Der Deutsche im Auslande, mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz, Stuttgart 1904, Zeitfragen des christlichen Volkslebens 29, 1; G. Amrhein, Die deutsche Schule im Auslande, Spz. 1905, Sammlung Göschen Nr. 259; B. Mohrbach, Deutschland unter den Weltvölkern, Berlin-Schöneberg 1909; Deuf., Der deutsche Gedanke in der Welt, Düsseldorf und Spz.; G. Pittbogen, Das Deutschtum im Auslande in unseren Schulen, Spz. 1913; Strecker, Das Deutschtum im Auslande und die Schule, Gießen 1913. — Von Kartenwerken kommt vor allem in Betracht Justus Perthes' Alldeutscher Atlas. Bearbeitet von Paul Langhans. 3. Auflage, Gotha 1905.

Beiträge zu einer wichtigen Einzelfrage des Auslandsdeutschums liefert auf Grund in Frankreich gemachter Erfahrungen die Denkschrift von R. Schimacher, Die deutsche Vertretung im Ausland. — Vom angelsächsischen Standpunkt ist geschrieben das ohne Verfassenamen im Jahre 1904 zu London und New York erschienene Buch The Pan-Germanic Doctrine. Being a Study of German Political Aims and Aspirations.

1. Zur Geschichte des deutschen Bildungsexportes seien hier noch einige Einzelangaben hinzugefügt. Der Gesamtwert des deutschen Bücherabfazes im Auslande betrug im Jahre 1910: für Österreich-Ungarn 20 849 000 M., für die Schweiz 6 841 000 M., für Rußland 4 827 000 M., für die Vereinigten Staaten 3 373 000 M., für Frankreich 2 544 000 M., für Großbritannien 1 516 000 M. und für Italien 992 000 M. (DA. Heft 11, S. 550.) — Als persönliche Träger des Bildungsexportes kommen zunächst die deutschen Fürsten in Betracht, die, zur Herrschaft über auswärtige Länder berufen, für die Kultur und Wohlfahrt dieser Länder erfolgreich tätig gewesen sind: Katharina II., aus dem Hause Anhalt-Zerbst, 1762—1796 Kaiserin von Rußland (vgl. A. Kleinschmidt, Katharina II. als Zivilisatorin, Hamburg 1891); Leopold I., aus dem Hause Sachsen-Coburg, 1831—1865 König von Belgien; Alfred, aus dem Hause Sachsen-Coburg-Gotha, von 1840—1861 Prinzgemahl der Königin Viktoria von England, anfangs in England auf das gehässigste angefeindet, nach seinem Tode wegen seiner Verdienste namentlich um die Volkswohlfahrt, das Gernerbeleben, Kunst und Wissenschaft durch das auf Grund von Nationalsubskription geschaffene, mehr prunk- als geschmackvolle Albert Memorial-Denkmal und die Albert Hall geehrt (vgl. Th. Martin, Das Leben des Prinzgemahls Albert, deutsch von Lehmann, Gotha 1876 ff.); Alexander, aus dem Hause Hessen-Wattenberg, 1879—1886 Fürst von Bulgarien, durch russische Umtriebe zur Abdankung gezwungen (vgl. A. Koch, Fürst Alexander von Bulgarien. Mitteilungen aus seinem Leben und seiner Regierung nach persönlichen Erinnerungen, Darmstadt 1887, und S. Kläber, Fürst Alexander I. von Bulgarien. Ein Lebensbild, Dresden 1904); Karl I., aus dem Hause Hohenzollern-Sigmaringen, 1868 bis 1916 König von Rumänien, der Freund Kaiser Friedrichs III., der Gemahl der unter dem Namen Carmen Sylva als Dichterin bekannten Königin Elisabeth aus dem Fürstenhause Wied (vgl. Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen, Stuttgart 1894 ff.; M. Kremnitz, König Karl von Rumänien, Breslau 1906); Ferdinand, aus dem Hause Sachsen-Coburg, seit 1887 Fürst, später Bar von Bulgarien (vgl. P. v. Fleischmann, Ferdinand I., 2. Aufl., Bpz. 1916). Über König Otto von Griechenland s. Anm. 21.

Eine Aufzählung der unabsehbar zahlreichen Auslandsdeutschen aus den Gebieten der Wissenschaft und der Technik ist an dieser Stelle nicht möglich; um einige typische Beispiele zu geben, so haben für England u. a. gearbeitet der aus Rheinhesseu stammende Forstmann William Schlich, der die erste indische Forstzeitung begründet hat; der Naturforscher Berthold Seemann, geb. zu Hannover 1825, gest.

in Centralamerika 1871; der Geograph Robert Hermann Schomburgk, geb. 1804 zu Freiburg a. d. Aarstr., gest. 1865 zu Schöneberg bei Berlin, und der Sprachforscher Max Müller, 1823 als Sohn des Lieberdichters Wilhelm Müller zu Dessau geboren, seit 1846 in England tätig, gest. 1900 (vgl. Aus meinem Leben. Fragmente zu einer Selbstbiographie. Übersetzung von S. Groschke, Gotha 1902, und Alte Zeiten. Alte Freunde. Lebenserinnerungen. Autorisierung des Britischen Museums in London verdankt ihre Blüte mit in erster Linie dem 1830 zu Eßlingen geborenen Albert Gotthilf Günther.

In Stockholm erinnert ein Standbild an den zu Stralsund 1742 geborenen, zu Köping im Jahre 1786 gestorbenen Chemiker Karl Wilhelm Scheele, den Genossen Priestleys in der Entdeckung des Sauerstoffs. Auf andere Auslandsdeutsche von geistiger Bedeutung wird bei der Behandlung der einzelnen Gebiete des Auslandsdeutschums eingegangen werden.

Einen besten Teil seiner Lebensarbeit verrichtete in England auch der 1774 zu Eisleben geborene Erfinder der Schnellpresse, Friedrich König, dem die Londoner Tageszeitung „Times“ ihren ersten großen Aufschwung, vom Jahre 1814 an, verdankt; er hat, erbittert über die ihm von seiten des englischen Buchdruckers Bensley zuteil gewordene Übervorteilung, England im Jahre 1817 wieder verlassen und zusammen mit seinem Londoner Genossen, dem aus Stuttgart stammenden Mechaniker Andreas Friedrich Bauer, die zu Welt-ruf gelangte Schnellpressenfabrik im Kloster Oberzell bei Würzburg begründet (vgl. Göbel, Friedrich König und die Erfindung der Schnellpresse, Stuttgart 1883). Auf einen Deutschen, den 1821 zu Cassel geborenen Paul Julius Reuter, geht auch das während des Weltkrieges für unsere Feinde zu einem so wirksamen Kampfmittel gewordene Reuterische Telegraphenbureau zurück, das 1849 in Nachen begründet, 1851 nach London verlegt worden ist. Von Männern der jüngsten Vergangenheit hat im Dienste der englischen Industrie u. a. Max Eyth seine Lebensarbeit begonnen; bis an sein Lebensende hat, von 1851 an, in England gewirkt der Bruder Berners von Siemens, Wilhelm Siemens, 1823 in Lenthe geboren, 1883 gestorben (vgl. Pole, Wilhelm Siemens, Berlin 1890).

Von deutschen Künstlern, die in England gewirkt haben, sei aus der Zeit der Reformation Hans Holbein d. Jüngere, aus der Gegenwart der aus Bayern stammende (geb. 1849) Herbert Hofmeier genannt.

Von deutschen wissenschaftlichen Instituten im Ausland seien genannt: Das Deutsche Archäologische Reichs-Institut in Rom und Athen, das Preussische Historische Institut zu Rom, 1888 errichtet, das Kunsthistorische Institut in Florenz, das deutsche evangelische Institut für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem; die 1872 von Anton Dohrn begründete Zoologische Station zu Neapel ist nicht deutsches Reichsinstitut, wird aber vom Reiche mit reichen Mitteln unterstützt.

Als Erzieher ihrer Heere hat Deutschland in neuester Zeit vor allem folgende Männer an auswärtige Staaten abgegeben: an die Türkei den Generalfeldmarschall Colmar von der Goltz (vgl. *Imhoff-Pascha*, von der Goltz-Pascha, ein Feldmarschall zweier Kaiserreiche, Gotha 1916), an Chile den General Körner, an Japan den General Merkel; der Neuschöpfer des rumänischen Heeres ist König Karol gewesen, dem — infolge der damaligen deutschfeindlichen Stimmung im Lande nur kurze Zeit — der Oberstleutnant von Krenski behilflich war. — S. 5 polyphon: vielstimmig, viel-sprachig.

2. Der Gesamtbetrag des im Auslande angelegten deutschen Kapitals ist vor dem Weltkrieg auf 20 oder 30 Milliarden berechnet worden; die entsprechenden Zahlen für das englische und französische Kapital waren 70 und 35 Milliarden. — In der Entwicklung von Auslandshandelskammern ist Deutschland hinter anderen Ländern zurückgeblieben. Ein Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen wird seit 1899 in Berlin von *Nauticus* herausgegeben. Zur Geschichte der großen deutschen Seeschiffahrtsgesellschaften vgl. R. Himer, *Die Hamburg-Amerika-Linie im sechsten Jahrzehnt ihrer Entwicklung 1897—1907*, Berlin 1907; G. A. Erdmann, *Unter der Flagge der Hamburg-Amerika-Linie*, Braunschweig 1902; P. Neubaur, *Der Norddeutsche Lloyd. 50 Jahre der Entwicklung 1857—1907*, Lpz. 1907, und *Die deutschen Reichspostdampferlinien nach Ostasien und Australien in zwanzigjährigem Betriebe*, Berlin 1906; W. Hamms, *Deutschlands Anteil an Welthandel und Weltschiffahrt* (Stuttgart — Berlin — Lpz. 1916). — S. 10. Die anatolische Eisenbahn wurde auf Grund einer der Deutschen Bank in Berlin im Jahre 1888 von der türkischen Regierung erteilten Genehmigung in den Jahren 1889 bis 1892 bis Angora ausgebaut und später nach Bagdad weitergeführt; vgl. C. v. d. Goltz, *Anatolische Ausflüge* (Berlin 1896); P. Rohrbach, *Die Bagdadbahn* (Berlin 1902); E. v. Hoffmeister, *Kairo—Bagdad—Konstantinopel* (Berlin 1909).

3. Vgl. M. Scheler, *Die Ursachen des Deutschenhasses. Nationalpädagogische Erörterung*, Lpz. 1917.

4. S. 14. Für die sorgsame Pflege der deutschen Sprache ist in Deutschland vor allem der im Jahre 1885 von dem Braunschweiger Kunsthistoriker und Museumsdirektor Hermann Niesel ins Leben gerufene „Allgemeine Deutsche Sprachverein“ tätig. Über „Deutsch als Weltsprache“ vgl. die unter diesem Titel erschienene Schrift von D. Trietsch (Charlottenburg 1916), die darlegt, daß das Deutsche in der Zeit von 1801 bis 1890 um 90 % (das Englische um 45 %, das Französische um 66 %) angewachsen ist. Vgl. auch S. Amrhein, *Die politische Bedeutung der Sprache VDA* Heft 2, S. 56 ff. Ein wichtiges Mittel der Erhaltung und Verbreitung der deutschen Sprache im Ausland sind, neben der Schule, die für die Erwachsenen veranstalteten Sprachkurse.

5. S. 15. Der Ausdruck Chauvinismus als Bezeichnung für eine in Gefäßigkeit gegen andere Länder ausartende, prahlerische Vaterlandsliebe geht zurück auf den Namen eines jungen Soldaten in dem 1831 zuerst aufgeführten Lustspiel *La cocarde tricolore* der Brüder

Cogniard. Die Wahl des Namens für die Lustspielfigur soll durch einen Napoleonischen Veteranen Nicolas Chauvin veranlaßt worden sein. Mit Vorsicht zu benutzen ist D. Nippold, *Der deutsche Chauvinismus* (Veröffentlichungen des Verbandes für internationale Verständigung, Heft 9, Stuttgart 1913). — Nadi: arabisch-türkische Bezeichnung für den Richter. — S. 16. Naturalisation: Erwerbung der Staatsangehörigkeit in einem fremden Lande.

6. S. 17. Indigenat (vom lat. *indigena* = eingeboren): Staatsangehörigkeit. — S. 18. Matrikel (vom lat. *matriola*): amtliches Verzeichnis; der Ausdruck ist der altrömischen Rechtsprache entlehnt. — Zum Konsularwesen vgl. B. W. König, *Handbuch des deutschen Konsularwesens* (6. Aufl., Berlin 1902).

7. S. 20. Martin Langenbeck lehrt in Göttingen Anatomie und Chirurgie, Adolph Berthold Physiologie und Zoologie, Eduard Weber Physik, Friedrich Böhler Chemie, Christoph Dahmann Staatswissenschaften, Gottfried Gervinus Geschichte. — S. 21. Arnold Ruge war von 1838 ab einer der Hauptvertreter der auf ein freies und einiges Deutschland gerichteten Bestrebungen; wiederholt wegen dieser — z. T. mit großer Schärfe vertretenen — Bestrebungen verfolgt, lebte er von 1849 bis zu seinem Tode (1880) in England, seit 1878 von dem freudig von ihm begrüßten Deutschen Reich mit einem Ehrensolde bedacht (vgl. A. Ruges Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825—1880, herausgeg. von B. Merlich, Berlin 1886). Ernst von Bülow ist ein namentlich als Förderer der Hahnemannschen Homöopathie damals tätiger Schriftsteller, Karl Hübner, der zu jener Zeit besonders auf die Darstellung sozialer Not (Auswandererbild v. J. 1847) gerichtete Düsseldorf Genremaler, Hermann Köhly der nachmals — im Verfolg des Dresdner Mai-Aufstandes vom Jahre 1849 — nach der Schweiz geflüchtete, später nach Deutschland zurückgekehrte und eine Zeitlang auch als Reichstagsmitglied tätige Altertumsforscher, Julius Moser der später in Oldenburg als Dramaturg tätige Dichter; Gottlieb Reißiger, der Komponist, war damals Kapellmeister an der Dresdner Oper, Ernst Rietschel ist der berühmte Schöpfer des Goethe- und Schiller-Denkmal in Weimar, der Lessingstatue in Braunschweig und des Lutherdenkmals in Worms, Karl Biedermann der als Professor zu Leipzig geforderte Verfasser zahlreicher geschichtlicher und politischer Werke, von denen die „Geschichte des deutschen Einheitsgedankens“ an dieser Stelle erwähnt sein mag. — S. 23. Joseph Görres war in den Jahren 1814—1816 mit seinem „Rheinischen Merkur“ einer der erfolgreichsten Vorkämpfer des Deutschtums. — S. 24. Joseph Maria Degéando war ein namentlich um die Armenwohlthat vielfach verdienter französischer Popularphilosoph, der während der französischen Revolution eine Zeitlang als Geächteter in Deutschland gelebt hat. — Friedrich List, 1789 in Neulingen geboren, wegen seiner politischen Haltung einige Zeit hindurch auf dem Hohenasperg gefangen gehalten, 1825 nach Amerika ausgewandert, 1832 nach Deutschland zurückgekehrt, 1846 durch Selbstmord gestorben, ist der von seinen Zeitgenossen vielfach verkannte bedeutendste Förderer der deutschen Handels- und Verkehrspolitik in der Zeit um

1840; vgl. Deutsche Schulausgaben Nr. 60. — Anton Mittermaier (1787—1867), seit 1821 als Professor der Rechtswissenschaft in Heidelberg tätig, war auch im Jahre 1848 Präsident des Vorparlaments. — S. 27. René Taillandier, der einen Teil seiner akademischen Studienzeit in Heidelberg verbracht hat, war von 1845 an in besonderen Schriften wie in Aufsätzen der Revue des Deux Mondes eifrig für die Verbreitung der Kenntnis von Deutschland in Frankreich tätig. — Strickers scharfe Äußerungen über Holland sind geschrieben unter dem Eindruck der damals zwischen Deutschland und Holland bestehenden handelspolitischen Spannungen. — S. 28. Die Reise der Brüder Schomburgk nach Britisch-Guyana wurde z. T. auf Kosten der Londoner Geographischen Gesellschaft, z. T. auf Kosten des Königs von Preußen in der Zeit von 1835—1844 ausgeführt; Robert Hermann Schomburgk (1804—1865) war später im englischen Konsulardienst tätig, Richard Schomburgk (1811—1891) ging 1849 nach Australien und starb als Direktor des Botanischen Gartens zu Melbourne. — Johann Reinhold Forster, 1729 zu Dirschau aus einer Familie schottischen Ursprungs geboren, anfangs Pfarrer, bereiste 1765 im Auftrage der russischen Regierung die Wolga-Kolonien, ging dann nach England, nahm als Naturforscher an Cooks zweiter Entdeckungsexpedition teil, erlebte dann in England schwere Enttäuschungen und wurde 1780 Professor in Halle, wo er 1798 gestorben ist. Sein Sohn Georg, 1754 geboren, begleitete seinen Vater nach Rußland, England und bei der Cookschen Weltreise, die er beschrieb, und war dann in unistetem Wechsel zu Kassel, Wilna, Göttingen und Mainz als Lehrer und Schriftsteller tätig. Er starb im Jahre 1794 zu Paris, wohin er gegangen war, um im Auftrag der Mainzer Republikaner den Anschluß von Mainz an Frankreich herbeizuführen. — Robert Bruß (1816—1872), damals Professor der Literaturgeschichte in Halle, begründete sein „Deutsches Museum“ im Jahre 1851. — Sao Leopoldo ist eine der von zahlreichen Deutschen bewohnten Städte in Rio Grande do Sul, dem südlichsten Staate Brasiliens. — S. 29. Ignaz Zingerle war von 1859—1890 Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Innsbrucker Universität, Christian Schneller lebte ebendort als Landeschulinspektor.

8. Vgl. G. Schultheiß, Deutschnationales Vereinswesen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Nationalgefühls, München 1897; die Schrift ist erschienen als zweites Heft der Sammlung „Der Kampf um das Deutschtum“, die von dem 1891 begründeten Alldeutschen Verbände herausgegeben wird. — Bernhardt und Strickers verdienstliche Arbeiten auf dem Gebiet der kartographischen Schilderung des Deutschtums sind u. a. fortgesetzt worden von dem ebenfalls in Frankfurt a. M. tätigen Heinrich Rabert, der im Auftrage des Deutschen Schulvereins eine Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa bearbeitet hat. Er erfreute sich dabei der Mitwirkung des Berliner Statistikers Richard Bösch, der der ziffernmäßigen Feststellung des Auslandsdeutschtums neue Wege gewiesen und „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten“ (Berlin 1869) in einer besonderen Schrift behandelt hat. — S. 32. Graf Eduard von Taaffe, ein Jugendgenosse des nachmaligen Kaisers

Franz Joseph, verfolgte das Ziel der Ausöhnung der Nationalitäten, dessen Programm er im Dezember 1879 als Ministerpräsident dem Abgeordnetenhaufe vortrug; doch trug er den Ansprüchen des Deutschtums dabei zu wenig Rechnung. Die Sprachverordnung für Böhmen und Mähren, die er einst als Mitglied des kaiserlichen Reichsrates ins politische Leben eingetretene Minister Karl von Stremayr am 27. April 1880 erließ, befahl den Beamten, sich im Verkehr mit den Parteien der von diesen gebrauchten Sprache zu bedienen. — S. 33. Der Nonberg ist das Flußtal des Roca, eines rechten Nebenflusses der Elbe, seine Hauptstadt das nach einer an Stelle eines römischen Saturnustempels gegründeten Kirche (ecclesia) benannte Mes.

9. Vgl. dazu R. Buchwald, Die Wissenschaft vom deutschen Nationalcharakter.

10. S. 36. Zur Marokkofrage vgl. die von der Berliner Anstalt für Meereskunde herausgegebene Abhandlung von Mohr, Politische Probleme im westlichen Mittelmeer (Berlin 1914).

11. Vgl. auch den Aufsatz von H. Grothe, Die deutschen Zeitungen im Auslande und der Ausbau des deutschen internationalen Nachrichtendienstes im Jahrg. 1, S. 7 ff. der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Welt“.

Von den zahlreichen durch ihre Regierungen wie durch ihre Volksgenossen auf das eifrigste unterstützten Kampforganisationen anderer Nationen seien hier der Tschechische Schulverein, der Tschechische Böhmerwaldbund, der Tschechische Nationalverein für das östliche Mähren, die polnischen Schulvereine für Ostgalizien und Galizien, der slovenische Cyrill- und Methodiusverein, für die zwischen Österreich und Italien fridigen Gebiete die Lega nazionale, die Associazione Trento-Trieste und der Dante-Alighieri-Berein und für Frankreich die im Jahre 1883 gegründete Alliance Française (Association Nationale pour la propagation de la langue française dans les colonies et à l'étranger) sowie die Union Romande pour la défense et la culture de la langue française en Suisse genannt. Österreichische Schutzvereine sind u. a. der „Wiener Schulverein“ 1880 gegründet, und der seit 1840 bestehende Verein „Südmark“ der „Deutsche Böhmerwaldbund“, 1884 gegründet, der „Bund der Deutschen Niedermährens“ vom Jahre 1886, der „Tiroler Volksbund“ seit 1905.

12. Vgl. E. Baudert, Die evangelische Mission (Dpz. und Berlin 1913) sowie H. Grundemann, Neuer Missionsatlas aller evangelischen Missionsgebiete mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Missionen (2. Aufl., Calw und Stuttgart 1903) und Kleine Missionsgeographie und -statistik zur Darstellung des Standes der evangelischen Mission am Schluß des 19. Jahrhunderts (ebendort 1901). — Als einer der vielen im Dienste Englands tätig gewesen Deutschen sei hier noch der durch seine Missions- und Lehrtätigkeit in Ostindien hochverdiente, 1726 zu Sonnenburg in der Neumark geborene, 1798 gestorbene Christian Friedrich Schwarz genannt.

Sehr Ansehnliches für die Förderung des Auslandsdeutschtums hat auch der Gustav-Adolf-Berein geleistet, von dessen Unterstätigungs-

mitteln im Jahre 1912 669 056 *M* nach Österreich-Ungarn, 239 825 *M* in das übrige Ausland gingen (DKW Bd. 1, S. 107). Zum Schutze der katholischen Auswanderer wurde im Jahre 1868 der St. Raphael-Verein gegründet.

Regere Beziehung zum Ausland unterhalten ferner u. a. noch die in erster Linie auf Theodor Fliedner (gestorben 1864) in Kaiserswerth zurückgehenden Diakonissenanstalten.

13. Der Gedanke des Stuttgarter Auslandmuseums geht zurück auf die Sonderausstellung „Deutsche Geisteskultur und Deutschtum im Auslande“, die mit der Buchgewerbeausstellung zu Leipzig im Jahre 1914 verbunden war. Eine kleine ständige Ausstellung über das Auslanddeutschtum ist seit dem Jahre 1915 auch mit dem Städtischen Museum für Völkertunde in Frankfurt a. M. verbunden. — S. 44. Die inmitten des Weltkriegs getane Äußerung über die leitenden Staatsmänner des deutschfeindlichen Auslands trifft in der ihr gegebenen Fassung nur auf einen Teil von ihnen zu.

14. Dem Deutschtum in Österreich-Ungarn ist das Märzheft 1917 des 2. Jahrganges der „Deutschen Kultur in der Welt“ gewidmet.

Von den deutsch-österreichischen Dichtern der neuesten Zeit, die den Kampf des Deutschtums in der österreichisch-ungarischen Monarchie geschildert haben, seien S. Bartsch mit seinem feinsinnigen Landschaftsroman „Das deutsche Leid“ und Adam Müller-Guttenbrunn mit seinem „Trost- und Traubüchlein der Deutschen in Österreich“ sowie seinen Romandichtungen „Der große Schwabenzug“, „Gehändämmerung“, „Glocken der Heimat“ und „Der kleine Schwab“, ferner der hochverdiente Geschichtsschreiber des Deutschtums in den Karpathenländern Raimund Friedrich Raiml mit seinem „Roman aus Krakaus deutscher Zeit“, „Die Tochter des Erbvoogs“ genannt.

Müller-Guttenbrunn hat auch das lehrreiche Sammelwerk der „Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreichisch-ungarischen Monarchie“ herausgegeben.

Unter den Vorkämpfern des Deutschtums in der Bukowina ist der Schriftsteller Karl Emil Franzos zu erwähnen, den eine Rede beim Nord-Jubiläum im Jahre 1869 bei den Behörden mißliebige gemacht hat und dessen in demselben Jahre zu Czernowitz gegründete „Buchenblätter“ in der Geschichte des der Pflege des Deutschtums in Österreich dienenden Zeitungswesens eine ehrenvolle Stelle einnehmen; mehrere seiner Romane haben das Leben der Deutsch-österreichischer zum Gegenstand; eine Schilderung Galiziens, der Bukowina, Südrußlands und Rumäniens bietet sein Buch „Aus Galasien“ (Stuttgart 1889).

15. Vgl. auch Baß, Deutsche Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien (Spz. 1909) und M. Mayr, Der italienische Irredentismus (Jnnbrud 1916). Die Irredentisten (vom lat. *irredemptus* = unerlöst) sind ein im Jahre 1878 unter Führung Menotti Garibaldis entstandener politischer Bund, über dessen Ziele in Österreich zuerst die Schrift „*Italiae res*“ des damals als Militärattaché bei der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Rom stehenden Obersten Gaymerette öffentlichen Ausschluß gab.

Für die Pflege des Deutschtums in dem Adria-Gebiet der österreichischen Monarchie ist u. a. der 1798 zu Eberfeld geborene, 1848 beim Frankfurter Parlament beteiligte und dann als Handelsminister im Österreich wohlverdiente Karl Ludwig von Bruck tätig gewesen, der im Jahre 1832 zu Triest die Dampfschiffahrtsgesellschaft des Österreichischen Lloyd mitgegründet und sie zweimal längere Zeit hindurch geleitet hat. Schwere Anklagen, die im Jahre 1860 seine Entlassung aus dem Staatsdienst und seinen tragischen Tod herbeiführten, haben sich später als unbegründet erwiesen (R. Charnak, Minister Freiherr von Bruck, der Vorkämpfer Mitteleuropas. Sein Lebensgang und seine Denkschriften, Ppz. 1916).

Zwei Äußerungen Friedrich List's (s. Anm. 7 zu S. 24) über die Gestaltung des Auslanddeutschtums sollen wegen ihrer grundsätzlichen Bedeutung hier anmerkungsweise wiedergegeben werden: er sagt in seiner Schrift vom Jahre 1842 über die Ackerverfassung, Zwergwirtschaft und die Auswanderung (Ges. Schriften, herausgegeben von E. Häusser, 2. Teil, S. 163): „Allerdings ist die Auswanderung ein Mittel, dessen sich die Vorsehung bedient, um den ganzen Erdball zu kultivieren und in bloß von Tieren bewohnten Wildnissen neue und sogar vollkommene Gesellschaftszustände hervorzurufen oder in Barbarei zurückgefallene Völkerschaften und abgestandene Zivilisationen wieder aufzurichten. Allerdings ist sie die wohlthätige Kraftäußerung einer lebenskräftigen Nation, wo nur Überschüsse von Menschen und Kapitalien zum Vorteil der Industrie und des Handels nach fernem Gegenden ausfließen.“ Aber ein die Lebenskraft des Körpers verzehrender Krebschaden ist sie da, wo die Menschen das Land ihrer Geburt verlassen, nicht weil es von Ueberfluß an Menschen, an Kapital und an allen anderen Arten von Kräften froht, sondern weil ihnen die gesellschaftlichen Zustände unerträglich geworden sind, weil die Mißregierung sie drückt oder eine fehlerhafte Ackerverfassung ihnen die Nahrung verkümmert.“ Und an einer späteren Stelle (S. 209) bemerkt er zu dem Überhandnehmen der Auswanderung nach Nordamerika: „Im Grunde genommen ist . . . diese Richtung der Auswanderungen für Süddeutschland eine ganz unnatürliche; sie ist ebenso unnatürlich, wie wenn der Anwohner des Delaware, des Susquehanna oder des Hudson, wenn er in seiner Nähe keine kulturfähigen Ländereien mehr finden konnte, nach Australien oder Neuseeland, statt nach den Ufern des Mississippi oder Missouri oder des Michigansee's, auszuwandern wollte. Die Uferländer der Donau links und rechts von Preßburg bis zu ihrer Mündung, die nördlichen Provinzen der Türkei und die westlichen Ufer des Schwarzen Meeres, bieten sie nicht dem deutschen Auswanderer eine Masse unbenützter, aber natürlich fruchtbarer Ländereien, die ihm nicht schwerer erreichbar wären, als es dem Nordamerikaner von New York oder Pennsylvanien die Ländereien am Mississippi und Missouri sind? Haben nicht Böhmen und andere österreichische Provinzen, hat nicht Preußen, Mecklenburg usw. noch eine Menge großer Güter, die, nach dem Beispiel der englischen Grundherren, in Zeit- oder Erbpacht gegeben, ihren Besitzern eine ungleich höhere Rente bringen und ihnen damit für das Aufgeben nur vermeintlich vorteilhafter Vorrechte reichliche

Entschädigung gewähren würden? Welche mächtigen Quellen des Reichthums lassen diese Aristokraten unbenützt! Welchen gewaltigen Strom von Macht läßt das südböbliche Deutschland nach dem Ozean fließen! In den Kanal der Donau geleitet, was könnte er bewirken? Geringeres wahrhaftig nicht als die Begründung eines mächtigen germanisch-ungarischen Reichs, einerseits vom Schwarzen, andererseits vom Adriatischen Meer bespült und von deutschem und ungarischem Geist besetzt.“

Über „unsere Sprachinseln in Südtirol und ihr Schicksal im Weltkrieg“ macht nähere Angaben H. Nicolussi DKW 2. Jahrg. (1916/17), S. 232 ff. — S. 49. Vgl. R. Knorr, Der Fröbelsche Kindergarten und seine Bedeutung für die Erhaltung des Deuththums im Auslande, Clarus 1895.

16. Über das Deuththum in Siebenbürgen vgl. L. Korodi, Deutsche Vorposten im Karpathenlande, Berlin 1908; Fr. Teutsch, Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart (Lpz. 1916; Band 1 der „Schriften zur Erforschung des Deuththums im Auslande“) und R. Fr. Rindl, Geschichte der Deutschen in Ungarn (Gotha 1912). Als siebenbürgisches Städtebild ist zu empfehlen Wilhelm Brückner, Hermannstadt (Lpz. o. J., Stätten der Kultur Bd. 23); das Leben des langjährigen Führers der Siebenbürger Sachsen, Bischof Georg Daniel Teutsch, hat sein Sohn beschrieben (Hermannstadt 1909). — S. 52. Stefan Ludwig Noth gehörte im Jahre 1842 zu den Gründern des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, dessen „Archiv“ noch jetzt erscheint.

17. S. 53. Geschichtliches über einen anderen bedeutenden Wohltätigkeitsverein des Auslandsdeuththums gibt E. Römer, Allgemeine deutsche Unterstützungsgesellschaft von San Franzisko, San Franzisko 1894. — S. 54. Die Gemahlin Alexanders I. Elisabeth war eine badische Prinzessin, Nikolaus I. war mit Charlotte, der ältesten Tochter Friedrich Wilhelms III., vermählt, Maria Alexandrowna, die Gattin Alexanders II., war eine Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Hessen, Alexander III. mied die Beziehung zu Deutschland, indem er sich mit einer Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark vermählte; sein Sohn Nikolaus II. heiratete wieder eine deutsche Prinzessin, Alix, die Tochter des späteren Großherzogs Ludwig IV. von Hessen. — S. 54. Die deutsche Kolonie von St. Petersburg hat ihren Geschichtschreiber noch nicht gefunden, zahlreiche Einzelheiten aus ihrem Leben berichtet der von 1858 bis 1888 als Prediger an der deutsch-reformierten Gemeinde dort tätig gewesene Hermann Dalton in seinen „Lebenserinnerungen“ (Berlin 1906 ff.) sowie in mehreren seiner sonstigen Schriften, von denen die dem Missionsförderer Johannes Gohner gewidmete Lebensbeschreibung (Berlin 1878) auch über die kurze (1820—1824) Tätigkeit Gohners als Prediger in St. Petersburg berichtet.

18. Aus der sehr umfassenden Literatur über das Deuththum in den Ostprovinzen seien hier nur das Buch des Schriftstellers Theodor Hermann Pantenius „Aus den Jugendjahren eines alten Aurländers“ (Lpz. o. J.) und die „Lebenserinnerungen“ von Julius von Gardt hervorgehoben (Lpz. 1910), wclch letzterer zuletzt als

Konsul des Deutschen Reichs in Tunis und darauf in Marseille tätig gewesen ist. — S. 56. Tschinownik: Beamter; eig. „Inhaber eines Tschin (= Rang)“.

19. Vgl. Gottlieb Baum, Geschichte der deutschen Ansiedler an der Wolga seit ihrer Einwanderung nach Rußland bis zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (1766—1874) nach geschichtlichen Quellen und mündlichen Überlieferungen bearbeitet (Saratow 1908) und A. Lane, Deutsche Bauernkolonien in Südrußland (Berlin 19—) und einen Aufsatz desselben Verfassers DKW Jahrg. I, S. 65 ff. — S. 58. Der Vater Katharina II., Fürst Christian August von Anhalt-Zerbst, lebte im Jahre 1729 als preussischer Generalmajor und Gouverneur in Stettin. — Über die Entwicklung des Deuththums in Rußland macht auch Friedrich Bodenstedt in dem ersten Bande seiner „Erinnerungen aus meinem Leben“ (Berlin 1888) zahlreiche wertvolle Mitteilungen; von neuesten Arbeiten vgl. das Kapitel „Das russische Volk und die Deutschen“ in S. Löwes Buch „Das neue Rußland und seine sittlichen Kräfte“ (Galle 1918).

20. S. 61. Hoshpodar: Herr; slawische Bezeichnung für die Fürsten der Moldau und der Walachei. — Schwer geschädigt wurde das Ansehen des deutschen Namens in Rumänien in der Zeit von 1868 bis 1871 durch die Eisenbahnunternehmungen des aus Meiburg in Ostpreußen stammenden „Eisenbahnkönigs“ Bethel Henry Straußberg. Zum Ausbruch kam, damals die Deutschensuche am 22. März 1871, als die deutsche Kolonie den Geburtstag Kaiser Wilhelms I. feierte. — In Serbien ist, wie hier nebenbei erwähnt sein mag, ein Sohn des Dichters Herber, der Oberberghauptmann Wolfgang von Herber, im Auftrage des Fürsten Milosch tätig gewesen, um den Bergbau des Landes neu zu beleben; auf sein Wirken gehen die Anfänge einer deutschen Kolonie in Belgrad zurück, wo schon einmal, in der kurzen Zeit der österreichischen Herrschaft über die Stadt 1718—1739, zahlreiche deutsche Ansiedler sich niedergelassen hatten, ja sogar die Umwandlung der Gemeinde in eine „Deutschenstadt“ geplant worden war.

21. S. 62. In Moskau erinnern noch heute die „Deutsche Straße“ und der „Deutsche Markt“ an das ehemalige Vorhandensein einer fest in sich abgeschlossenen deutschen Kolonie. Ebenso ist in St. Petersburg eine „Deutsche Straße“. — Bereits der russische Zar Boris Godunow schickte im Jahre 1600 einen Deutschen, Johann Kramer, nach Deutschland, um dort studierte Männer für die Mitwirkung an der Hebung der russischen Kultur zu gewinnen. Unter Katharina II. hat der 1741 zu Berlin geborene, 1811 ebendort gestorbene Naturforscher Peter Simon Pallas für die geographische Erforschung des russischen Reichs Grundlegendes geleistet. — Aus Bochum stammte der russische Diplomat Graf Ostermann, zu dessen Familie auch der General Ostermann-Tolstoj, der Sieger von Kulm, gehört.

Maximilian Ringer, der bekannte Dichter der „Sturm- und Drangperiode“, kam 1780 nach Rußland und ist unter Kaiser Alexander I. eine Zeitlang Kurator der damals noch ganz deutschen, von der Russifizierung noch verschonten Universität zu Dorpat ge-

wesen; er ist im Jahre 1831 zu Dorpat gestorben. Seine von M. Kieger (Leben und Werke M. Klingers, Darmstadt 1880 und 1896) herausgegebenen Briefe bieten mannigfache Belehrung über das damalige Deutschtum in Rußland.

Als Direktor des Orientalischen Instituts und im Ministerium des Auswärtigen und Präsident der Akademie der Wissenschaften wirkte bis zu seinem 1843 erfolgten Tode in Petersburg der vielseitige Friedrich von Adelung, ein Neffe des bekannten deutschen Sprachforschers Joh. Christoph von Adelung, der im Jahre 1768 zu Stettin geboren ist. — Graf Karl Robert von Nesselrode (1780—1862) hat sich als Leiter von Rußlands auswärtiger Politik namentlich in den Jahren 1813—14 verdient gemacht, indem er die zum Sturz Napoleons I. führenden Verträge mit Preußen, England und Österreich abschloß. — Carbonarismus(us): Geheimbündnisse; der Ausdruck ist entlehnt von dem während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts tätigen Geheimbunde der Carbonari („Röhler“) im Königreich Neapel. — Da Prinz Leopold von Sachsen-Koburg-Gotha die griechische Krone ablehnte, wurde im Jahre 1832 der Sohn König Ludwigs I. von Bayern, Prinz Otto, König von Griechenland; der Einfluß, den das Deutschtum namentlich zu Anfang seiner Regierung in dem Lande ausübte, war leider infolge mannigfacher Mißgriffe wenig glücklich. Erschwert wurde dem König die Leitung des Staates freilich in erster Linie durch die fortgesetzten Umtriebe Englands, die in der Blockade des Piräus und der gewalttätigen Aufbringung griechischer Krieges- und Rauffarteschiffe durch den Admiral Parker im Jahre 1850 in offene Gewalttat ausarteten. Im Jahre 1862 verlor König Otto den griechischen Thron, den nunmehr Prinz Georg von Dänemark bestieg. Die entschieden deutschfreundliche, nur durch Vergewaltigung zurzeit niedergehaltene Gesinnung des heutigen Griechenlands hat sich innerhalb der drei letzten Jahrzehnte, nicht in letzter Linie unter dem Einfluß der wissenschaftlichen Arbeit der Deutschen in Gelas, entwickelt. Unter den Verdiensten König Ottos und seiner Mitarbeiter um das neue Griechenland ist vor allem die Gründung der Universität Athen im Jahre 1837 zu erwähnen. — Wertvolle Einblicke in die Zustände Griechenlands unter König Otto eröffnen die Briefe des Altertumsforschers Ernst Curtius. (Vgl. Ernst Curtius, Ein Lebensbild in Briefen. Berlin 1903.)

22. Für die ältere Zeit des Deutschtums in Frankreich vgl. L. Woltmann, Die Germanen in Frankreich. Eine Untersuchung über den Einfluß der germanischen Rasse auf die Geschichte und Kultur Frankreichs (Jena 1907). — Ein wichtiger Schauplatz erfolgreichen Schaffens der Auslandsdeutschen in Frankreich ist in früheren Jahrhunderten vor allem die Stadt Lyon gewesen, deren Dandereien während der Renaissancezeit vom großen Teil von Deutschen geleitet wurden und in der sich, wenn es dem Weltkriege nicht zum Opfer gefallen ist, das als „le bon Allemand“ im Volksmunde lebende Denkmahl des Nürnbergers Johann Kleeberger (gest. 1546) erhebt, der sich als Wohltäter der Armen und als Stifter des „Hotel de la Charité“ um Lyon hochverdient gemacht hat.

Unter den in Paris heimisch gewordenen Deutschen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist neben Seine und Börne vor allem Alexander von Humboldt zu nennen, der namentlich in der Zeit von 1808 bis 1827 vorwiegend dort verweilte. Von seinem dortigen Verhalten seinen Landsleuten gegenüber erzählt Karl von Holtei (nach F. Klende, Alexander von Humboldt 7, S. 247): „Wer wäre nach Paris gekommen, der einen schwarzen Frack, eine weiße Kravatte und ein Paar graue Stiefel besessen und hätte Humboldt nicht überfallen? Aber wer — und mag dies unglaublich klingen, doch ist es wahr — wer hätte seine Karte bei diesem edelsten, liberalsten, wohlwollendsten aller großen Männer abgegeben und von ihm nicht einen freundlichen, beschämenden Gegenbesuch empfangen? Wer hätte sich nicht zuvorkommender Güte, fördernden Rates, tröstlicher Beihilfe von diesem unermüdblichen Gönner, dessen ganzes Leben eine Reihe andern erwiesener Gefälligkeiten und Dienstleistungen schein, dankbar zu erfreuen gehabt?“ Klende nennt als von Humboldt in Paris geförderte Deutsche den Geographen Berghaus, den Chemiker Liebig, den Mathematiker Dirichlet und den Maler Steuben. Als ganz in Paris heimisch gewordener Deutscher ist noch zu erwähnen der Astronom Johann Karl Burghardt (1773—1825). — S. 63. Zitiert (nach dem der indischen Sprache entlehnten, „chinesisch“ bedeutenden Wort chits gebildet): feiner, bunter Kattun; Kattun (von arabisch Koton = Baumwolle; ital. cotone): Baumwollengewebe.

23. Näheres über Wien und seine jetzt von den Franzosen mustergültig gepflegten Altertümern s. bei W. Stark, Städteleben, Kunst und Altertum in Frankreich (Jena 1855).

Zur Geschichte des Deutschtums in England vgl. R. S. Scaible, Geschichte der Deutschen in England von den ersten germanischen Ansiedelungen in Britannien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (Straßburg 1885); The Germans in England. By Henry Dorgeel (London 1885); Die deutsche Kolonie in England. Herausgegeben von der Anglo-German Publishing Company (London 1913); Die Deutsche Kolonie in London. Von Heinrich Dorgeel (London und Lpz. 1881); F. A. Walter, Das Deutschtum in England DKW I, S. 33—38.

Sehr bezeichnend ist folgende Äußerung Walter Besants im 12. Kapitel seines berühmten Sozialromans „All sorts and conditions of men“ über die deutschen Arbeiter in Ostlondon: „They come hither, these honest Germans, because to get good work in London is better than going after it to New York or Philadelphia, and nearer home. In the second generation their names will be anglicised, and their children will have become rich London merchants and very likely Cabinet Ministers“.

Wenigstens anerkennungsweise soll hier auch noch hingewiesen werden auf die schändliche Herabsetzung Deutschlands in den Augen des Auslands, die der 1830 wegen übelster Mißwirtschaft aus seinem Lande vertriebene Herzog Karl von Braunschweig, der betätigt „Diamantenherzog“, in der zweiten Hälfte der 40er Jahre in der von ihm angekauften „Deutschen Zeitung“ zu London betrieben hat Als der landesverräterische Fürst im Jahre 1873 verstarb, vermacht.

er der Stadt Genf sein großes Vermögen unter der Bedingung, daß ihm von der Stadt ein Denkmal errichtet würde. Sein Reiterstandbild ist in der Tat errichtet worden! — Unter der Nachwirkung der Ereignisse von 1848 ist außer dem Dichter Freiligrath u. a. auch Gotthar Bucher, Bismarcks späterer Gehilfe, nach London gekommen, wo seine „Wilder aus der Fremde“ (Berlin 1862 f.) entstanden sind (vgl. S. v. Poschinger, Ein Achtundvierziger. Buchers Leben und Werke (Berlin 1890 ff.).

Der geistig bedeutendste diplomatische Vertreter Deutschlands in England ist der Freiherr Chr. Karl Josias von Bunsen gewesen, der von 1841—1854 preussischer Gesandter in London war; neben der von seiner Witwe „aus Briefen und eigener Anschauung“ zusammengestellten Schilderung (Lpz. 1868—1871) vgl. W. Baehring, C. K. F. von Bunsen, Lpz. 1892.

Vor ihm, von 1827 bis 1841, wirkte als preussischer Gesandter in London Wilhelm von Humboldts Schwiegersohn Heinrich von Bülow; vgl. Gabriele von Bülow. Ein Lebensbild, Berlin 1893.

24. S. 66. Über Bunsen s. Anm. 23. — Christian August Brandis war später, von 1837 bis 1840, Rabinettrat des Königs Otto von Griechenland und starb 1867 als Professor der Philosophie in Bonn. — Franz Christian Gau, 1790 zu Köln geboren, besonders verdient als Forscher der Baudenkmäler Nubiens, lebte bis zu seinem Tode (1853) meist in Paris, wo er mehrere hervorragende Bauten geschaffen hat. — Franz Lieber, 1800 zu Berlin geboren, nach rühmlicher Teilnahme am Befreiungskrieg als Demagoge verurteilt, ging 1821 als Philhellene nach Griechenland und dann 1827 nach Nordamerika, wo er die erste Amerikanische Enchyclopädie herausgegeben und als Schriftsteller wie als Mitglied der Verwaltung und als Lehrer Bedeutendes geleistet hat und 1872 gestorben ist; vgl. Th. S. Perry, Franz Lieber. Deutsch von Fr. v. Holzendorff, Berlin und Stuttgart 1885; S. Preuß, Fr. Lieber, ein Bürger zweier Welten, Berlin 1886, und L. R. Harlan, Francis Lieber, his life and political philosophy, New York 1899. — S. 67. Jak. Sal. Bartholdy, 1779 von jüdischen Eltern geboren, war von 1815 bis zu seinem Tode (1825) preussischer Generalkonsul in Rom; die von Cornelius, Dierbeck, Schadow und Zeit ausgeführten, 1887 nach Berlin übergeführten Freskomalereien seiner Casa Bartholdy bezeichnen einen Höhepunkt der neuern deutschen Kunst.

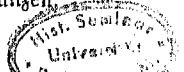
Unter den neuzeitlichen Vertretern des Deutschen Reiches in Rom war die bedeutendste Persönlichkeit der 1822 zu Lübeck geborene, 1894 in Berlin gestorbene Kurd von Schlözer, ein Enkel des berühmten Göttinger Historikers August Ludwig von Schlözer, der vor seiner Tätigkeit als preussischer Gesandter beim päpstlichen Stuhl zu Petersburg, Kopenhagen, Rom, Mexiko und Washington als deutscher Diplomat gewirkt hat; er schrieb u. a. eine „Geschichte der deutschen Ostseeländer“ (Berlin 1850 ff.); vgl. Paul Curtius, Kurd von Schlözer. Ein Lebensbild. Berlin o. J. Seine „Mexikanischen Briefe. 1869 bis 1871“ wurden aus seinem Nachlaß veröffentlicht (Stuttg. u. Berlin 1913).

Immer wieder geschadet hat dem Deutschtum in Italien der Umstand, daß man die wegen ihrer zeitweiligen Herrschaft in Oberitalien verhassten Oesterreicher und die Reichsdeutschen nicht auseinanderhielt; vgl. u. a. Frau Karl von Bunsen, An drei Gesandtschaften. Erinnerungen einer Diplomatenfrau (Berlin 1910) in einem Brief aus Turin vom 30. April 1859 (S. 99 f.): „Es ist recht fatal, daß die Menschen hier immer die Oesterreicher als ‚les Allemands‘ bezeichnen.“

25. Über das Deutschtum in Rom vgl. auch Fr. Noack, Deutsche in Rom (Rom 1912).

Das wichtigste Baudenkmal deutscher Handelstätigkeit in Italien aus früherer Zeit ist der ins 12. Jahrhundert zurückgehende Fondaco (Kaufhaus) dei Tedeschi am Großen Kanal zu Venedig. Für die Zeit des Mittelalters vgl. Robert Kohnlauch, Deutsche Denkmäler in Italien (Stuttgart 1908), für die beginnende Neuzeit Ludwig Boltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien (Lpz. 1905). Ein Bild des katholischen Lebens in der deutschen Kolonie zu Rom hat der hochverdiente Erforscher christlicher Altertümer Anton de Waal in seiner Schrift über „25 Jahre in Rom von 1870—1895“ (Frankfurt a. M. 1895) gegeben; derselbe Gelehrte hat auch den Campo Santo der Deutschen zu Rom (Freiburg i. Br. 1896) und die Nationalstiftungen der Deutschen in Rom (Frankfurt a. M. 1880) in anziehender Weise dargestellt.

26. Über Ägypten und das Auslandsdeutschtum vgl. jetzt vor allem R. Klingemann (ehemals Pfarrer in Alexandria), Das neue Ägypten, Stuttgart 1907, und das Buch von Erich Meyer (Klingemanns Nachfolger), Deutsche Arbeit und deutsche Kriegserlebnisse in Ägypten (Berlin 1915). Als eigenartiges deutsches Unternehmen ist u. a. die „Oberägyptische Bewässerungsgesellschaft“ in Raïto zu erwähnen, die den Kleinbauern durch Einrichtung von artesischen Brunnen und Pumpwerken die bessere Ausnutzung ihres Grundbesitzes ermöglicht (VDA Heft 1, S. 41). — S. 69. Richard Lepsius (1810 bis 1884; vgl. G. Ebers, Richard Lepsius. Ein Lebensbild, Lpz. 1885) ist der Begründer der ägyptischen Altertumforschung in Deutschland; seine berühmte, von Alexander von Humboldt und Bunsen (s. Anm. 23) dem König Friedrich Wilhelm IV. zur Unterstützung empfohlene Forschungsreise nach Ägypten und Äthiopien fällt in die Jahre 1842—1846. Heinrich Karl Brugsch (1827—1894; vgl. die Selbstbiographie „Mein Leben und Wandern“, Berlin 1894) war einer von Lepsius' bedeutendsten Nachfolgern in der ägyptischen Altertumswissenschaft; er war daneben wiederholt auch im preussischen diplomatischen Dienste — u. a. zweimal in Persien — tätig, fand eine kurze Zeit hindurch als Leiter des Ägyptologischen Instituts zu Raïto im ägyptischen Staatsdienst und hat im Jahre 1883 den Prinzen Friedrich Karl auf einer Reise ins Morgenland begleitet. Der im Jahre 1836 zu Riga geborene Georg Schweinfurth ist einer der erfolgreichsten neuzeitlichen Erforscher des oberen Nilgebietes und der angrenzenden Landesteile sowie eines Teiles von Innerafrika. — Agronomisches Verjuchsam: Die Agronomie ist die Wissenschaft von den Bedingungen des Wachstums der Nutzpflanzen.



Unter den deutschen Ingenieuren, die in Ägypten tätig gewesen sind, ist der bedeutendste der 1836 zu Kirchheim unter Teck geborene Max Gyth, der von 1862 bis 1866 als Oberingenieur in ägyptischen Diensten stand u. a. über das Agrikulturmaschinenwesen in Ägypten (Stuttgart 1867) ein bahnbrechendes Buch geschrieben hat: für weitere Leserkreise überaus anziehend ist sein mit wundervoller Lebendigkeit geschriebenes, in die verschiedensten Länder führendes „Wanderbuch eines Ingenieurs“ (Heidelberg 1886).

27. Über Südafrika im allgemeinen vgl. S. Passarge, Südafrika. Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde (Lpz., 1908), über die dortigen Nationalitätsverhältnisse im besonderen Fr. Blien, Südafrika niederdeutsch! (München 1898), „Kampf um das Deutschtum“ (Heft 17). — S. 71. Hermannsburg ist ein Dorf im Regierungsbezirk Lüneburg; im Jahre 1840 begründete dort der hannoversche Theologe Ludwig Harms eine Missionsanstalt, die namentlich in Afrika und auf Neuseeland tätig gewesen ist; vgl. Th. Harms, Ludwig Harms (Hermannsburg 1887).

Über anderweitige Missionstätigkeit in Südafrika s. noch C. Kräusenstein, Kurze Geschichte der Berliner Mission in Südafrika (Berlin 1878) und H. Weber, Die Trappistenmission in Südafrika (Frankfurt a. M. und Luzern 1891). — S. 72. Die Trappisten sind ein im 17. Jahrhundert in der französischen Abtei La Trappe gegründeter Mönchsorden mit besonders strengen Ordensregeln.

28. Über das Deutschtum in Amerika handeln außer den im Textteil genannten Werken: G. von Boffe, Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Amerika, Stuttgart 1904; Faust, Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten in seiner Bedeutung für die amerikanische Kultur (Lpz. 1912) und in seiner geschichtlichen Entwicklung (Lpz. 1913); D. Lohm, Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Berlin 1913; L. Fulda, Amerikanische Eindrücke, Stuttgart und Berlin 1914, Kapitel 5.

Die erste zusammenfassende Darstellung der „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika“ hat auf Grund seiner während einer Reise durch Kanada und die Vereinigten Staaten gemachten Studien im Jahre 1848 der 1818 zu Paderborn geborene, 1892 zu München verstorbene Historiker Franz von Söber geben, der im Jahre 1874 — freilich gestützt auf nicht ausreichende Reisebeobachtungen — mit einem Buche über „Die Magyaren und andere Ungarn“ auch in den Kampf des ungarländischen Auslandsdeutschtums eingegriffen hat.

Anziehende Einblicke in das Leben der Deutschen in den Vereinigten Staaten gewähren auch die Bücher von Friedrich Bodenstedt, Vom Atlantischen zum Stillen Ozean (Lpz. 1882) und von Albert Pfister, Nach Amerika im Dienste Friedrich Schillers (Stuttgart 1906).

„Prinz Heinrichs Amerikafahrt“ hat W. Laverrenz (Berlin o. J., H. J. Meißinger) geschildert. Ein wenig erfreuliches Bild der damaligen diplomatischen Vertretung Deutschlands in den Vereinigten Staaten gibt das Buch von Emil Witte, Aus einer Deutschen Botschaft. Zehn Jahre Deutsch-Amerikanischer Diplomatie (Lpz. 1907).

In dichterischer Form ist das Deutschtum in Amerika neuerdings u. a. von Rudolf Herzog in seinem Roman „Das große Heimweh“ geschildert worden.

28. Vgl. u. a. K. S. Zwanziger, Franz Daniel Pastorius aus Sommerhausen, der Gründer von Germantown in Pennsylvanien, Wirsburg 1917. — Aus Anlaß der Zweihundertfeier der Gründung von Germantown ist 1883 der Deutschamerikanische Nationalbund gegründet worden. — S. 76. Eine dichterische Behandlung von Leislers Untergang ist u. a. W. D. Bates, Jacob Leisler. A play of old New York. (New York 1913). — John Fiske (geb. 1842) ist einer der erfolgreichsten, aber am einseitigsten den angelsächsischen Standpunkt vertretenden neueren Bearbeiter der amerikanischen Geschichte. — Der sog. Kontinentalkongreß der Vertreter der britischen Kolonien in Nordamerika trat am 5. September 1774 in Philadelphia erstmals und am 10. Mai 1775 erneut zusammen; am 4. Juli 1776 erließ er die berühmte Unabhängigkeitserklärung und bestand dann noch bis zum Jahre 1781, vor allem zum Zweck der Aufstellung der sog. Konföderationsartikel.

29. Große Verdienste um das spanische Auslandsdeutschtum der neuesten Zeit hat sich Fritz Fliedner, der Sohn des auch seinerseits für die Pflege des Deutschtums im Ausland wohlverdienten Diakonissenwärters Theodor Fliedner, erworben, der im Jahre 1870 als Seelschaftsprediger nach Madrid kam; vgl. „Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen“, 2. Band, Berlin 1903. — S. 78. Über August von Göben, den Sieger von St. Quentin im Jahre 1871, vgl. G. Jernin, A. v. Göben, Berlin 1895 u. 1897; er war von 1836 bis 1840 in Spanien.

30. S. 83. Mit „Kolumbia“ meint der Redner die Kongregierung der Vereinigten Staaten, die ihren Sitz in dem zum Zweck der Errichtung der Bundeshauptstadt Washington in den Jahren 1788—89 eigens gebildeten Distrikt Kolumbia hat. — S. 84. Ein Teil der nach Amerika ausgewanderten politischen Flüchtlinge des Revolutionsjahres hat erfreulicherweise dem deutschen Vaterlande wiedergewonnen werden können; so vor allem Julius Fröbel (ein Neffe des berühmten Volkserziehers), der dem Deutschen Reich von 1873—1889 als Konsul in Smyrna und Algier gebient hat (vgl. die Selbstbiographie „Ein Lebenslauf“, Stuttgart 1890 f.), ferner Friedrich Rapp, der vielseitige Geschichtsschreiber des deutschamerikanischen Lebens (Leben des Generals von Steuben, Berlin 1858; Leben des amerikanischen Generals Joh. Kalb, Stuttgart 1862; Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika, Berlin 1864; Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika, Band 1, Lpz. 1868; Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Amerika, Lpz. 1871; Aus und über Amerika. Erlebnisse und Tatsachen, Berlin 1876), der mehrere Jahre hindurch ehrenamtlicher Einwanderungskommissar zu New York gewesen ist, im Mai 1870 nach Deutschland zurückkehrte und bis zu seinem Tode (1884) zwölf Jahre lang dem Deutschen Reichstage als Mitglied angehört hat, der durch lebensvolle Schilderungen des deutschamerikanischen Lebens („Der Pedlar“ und „Das Vermächtnis des Pedlars“) verdiente Schriftsteller Otto

Ruppius und ebenso der Verlagsbuchhändler Hermann Julius Meyer, Vater des bekannten Afrikaforschers Hans Meyer, der von 1849 bis 1866 in Amerika war und dort für seine späteren Wohlfahrtsbestrebungen in Leipzig manche Anregung erfuhr.

Von Heimweh nach Deutschland zurückgeführt wurde der im Jahre 1837 freiwillig nach Amerika ausgewanderte Friedrich Gerstäcker 1816—1872), von dessen 3. T. zu sehr auf die äußere Wirkung abzielenden Romanen der im Jahre 1847 erschienene „Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale“ einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Auslandsdeutschthums in der Dichtung darstellt; auch in seinem Buche „Nach Amerika! Ein Volksbuch“ (1855) hat er dem Deutschamerikanertum besondere Beachtung zugewendet. — S. 89. Der amerikanische Geschichtsforscher und Politiker Andrew Dickson White, der einen Teil seiner Universitätsbildung in Berlin genossen hat, ist für die Verbreitung des Verständnisses für Deutschland und das Deutschthum wiederholt schriftstellerisch aufgetreten: The New Germany 1882 (deutsche Übersetzung von W. Rupprecht, Göttingen 1883); er war von 1879—1881 Gesandter in Berlin: Autobiography, 1906 („Aus meinem Diplomatenerleben“). Übersetzung von F. Mordant, Lpz. 1906). — Auf eine verschiedene Bemessung der staatsbürgerlichen Rechte für die Eingeborenen (Natives) und die Eingewanderten haben in der Zeit nach 1850 besonders der Geheimbund der Know-nothings (nach der die Mitglieder verpflichtenden Antwortformel „Ich weiß nichts“ gegenüber den Bund betreffenden Fragen) und die sog. Amerikanische Partei hinzuwirken gesucht. Der Nativismus arbeitete in neuerer Zeit auch auf Zurückdrängung des deutschen Einflusses in den Vereinigten Staaten hin. — Der Kindergarten nach Friedrich Fröbels Plan hat in Amerika wie kaum in einem anderen Lande der Welt rasche und weite Verbreitung gefunden. — Den ergreifendsten Ausdruck hat die Anhänglichkeit an die alte Heimat wohl in folgendem, von Cronau in dem zu Nr. 31 genannten Buche mitgetheilten Gedichte des 1897 zu Milwaukee, dem „Deutsch-Athen Amerikas“, verstorbenen Deutschamerikaners Konrad Krez gefunden.

Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,
Mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern,
Und schuhlos hast du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstant,
Dich weniger und mehr mich selbst zu lieben —
Und dennoch lieb' ich dich, mein Vaterland!

Wo ist ein Herz, in dem nicht dauernd bliebe
Der süße Traum der ersten Jugendliebe?
Doch heiliger als Liebe war das Feuer,
Das einst für dich in meiner Brust entbrannt;
Wie war die Braut dem Bräutigam so teuer,
Wie du mir warst, geliebtes Vaterland.

Hat es auch Manna nicht auf dich geregnet,
Hat doch dein Himmel reichlich dich gesegnet.
Ich sah die Wunder südlicherer Zonen,

Seit ich zuletzt auf deinem Boden stand;
Doch schöner ist als Palmen und Zitronen
Der Apfelbaum in meinem Vaterland.

Land meiner Väter, länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden wie der deine.
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,
Und knüpfte mich an dich kein lebend Band,
So würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O wollten jene, die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Balb würdest du zu e i n e m Reiche werden,
Und deine Kinder gingen Hand in Hand
Und machten dich zum größten Land auf Erden,
Wie du das beste bist, mein Vaterland!

Aus Amerika nach der Schweiz zurückgekehrt ist der unter dem Namen Charles Sealsfiel bekannte deutschösterreichische Romanschriftsteller Karl Postel (1793—1864), der in zahlreichen Romanen die nordamerikanischen Verhältnisse lebensvoll schildert und dabei auch von den Verhältnissen der Deutschamerikaner ein — keineswegs nach allen Seiten hin erfreuliches — Bild gibt. Von ihm stammt der bittere Ausspruch, daß die Deutschen „wie glücklicher sind, als wenn sie wie die Schafe geschoren oder wie die Hunde getreten werden“. Als ein Beweis treuer Anhänglichkeit von Deutschamerikanern an ihr altes Vaterland mag hier die Stiftung der Turn- und Sportanstalt Palaestra Albertina zu Königsberg durch den New Yorker Arzt Dr. Lang erwähnt sein.

Washingtons Leben hat u. a. der, ebenfalls aus politischen Gründen, wiederholt aus Deutschland nach Frankreich geflüchtete Jakob Benebey (Freiburg i. Br. 1862) geschildert.

31. Zu einer wirklich hervorragenden Stellung im politischen Leben der Vereinigten Staaten ist von den Deutschamerikanern nur Karl Schurz gelangt, der, 1829 in Biberach bei Wm geboren, 1849 am badiſchen Aufstand teilnahm, 1850 Gottfried Kinkels Flucht aus Spandau herbeiführte und 1852 nach Amerika kam. Als Führer der republikanischen Partei sowie als Heerführer im Sezessionskriege erwarb er sich ein großes Ansehen, war eine Zeitlang Bundes senator und Minister des Innern, trat mit Erfolg für die Reform des Zivildienstes ein und war daneben als Zeitungsherausgeber und Schriftsteller vielfach tätig; so behandelte er u. a. in der völlig von ihm beherrschten englischen Sprache das Leben der beiden amerikanischen Staatsmänner Henry Clay und Abraham Lincoln. Im Jahre 1888 traf er auf einer Reise nach Deutschland auch mit Bismarck zusammen. Er starb im Jahre 1906. Seine „Lebenserinnerungen“ sind 1906 zu Berlin erschienen; vgl. auch G. v. Boffe, Karl Schurz, Deutschlands beste Gabe an Amerika, Stuttgart 1908.

S. 89. Abraham Lincoln wurde im Jahre 1860 zum Präsidenten gewählt, nach Ausbruch des Bürgerkrieges mit den Sklaven-

haltenden Südstaaten (Sezessionstrieg) erließ er 1862 die Proklamation, die die Sklaven für frei erklärte; kurz nach siegreicher Beendigung des Bürgerkrieges wurde er, im April 1865, von einem Südländer ermordet. — Grover Cleveland war Präsident der Vereinigten Staaten in den Jahren 1885—1888 und 1893—1897.

Im Unabhängigkeitskriege haben von Männern deutscher Herkunft der amerikanischen Sache vor allem gute Dienste geleistet der in der Schlacht bei Camden tödlich verwundete Generalmajor Johann von Kalb und der 1730 als Sohn eines preussischen Ingenieurhauptmanns zu Magdeburg geborene, 1777 von Franklin für Amerika gewonnene Friedrich Wilhelm von Steuben (Fr. Bowen, Baron Steuben, New York 1902). Während des englisch-amerikanischen Krieges der Jahre 1812—1815 taten sich die beiden Deutschamerikaner General Johann Stricker und Major Georg Krinhardt als Verteidiger von Baltimore hervor. Deutschamerikanischer Heldenkämpfer ist auch der Sieger von Santiago, der Hauptschlacht im amerikanisch-spanischen Kriege des Jahres 1898, Winfield Scott Schley.

32. „Die nach Nordamerika auswandernden Landsleute können nicht schnell genug unsere herrliche Muttersprache gegen das so hässlich klingende Yankee-Englisch vertauschen. Sogar ihrer Familiennamen schämen sie sich! Die Söhne des Tischlers Steinweg in Seesen, meinem Geburtsorte, die nach dem bis heute erhaltenen Klavier meiner Eltern ihr erstes ‚Pianoforte‘ in Seesen herstellten, nannten sich Steinway, als sie nach New York übersiedelten. Noch charakterloser ist es, wenn sie ihren Taufnamen verändern, weist doch das Erbteil einer liebenden Mutter, das ihnen ein unantastbares Heiligum sein sollte. Man kann es den Engländern und Franzosen, die das nie tun, nicht verargen, daß sie solche erbärmliche Charakterlosigkeit der Deutschen im Auslande verspotten und verachten, und diese Geringschätzung nur gar zu gern auf unser ganzes Volk übertragen. Ich sagte einmal einem Landsmann, der sich ‚Guilherme Schmidt‘ unterschrieb, wie er sich nennen würde, wenn er nach China oder Japan zöge.“ G. Stuber, In Deutschland und Asien. Lebenserinnerungen (Braunschweig und Ppz. 1914) S. 205 f. Seinen guten deutschen Namen Hilgard abgeändert hat auch der im Jahre 1835 zu Speyer geborene Henry Villard, einer der führenden Männer in der Entwicklung des amerikanischen Verkehrswezens. Auch Abraham Lincoln (s. Anm. 31) soll deutscher Abkunft gewesen sein und sein Großvater noch den deutschen Namen „Zinkhorn“ getragen haben.

33. Astor starb am 29. März 1848; sein Leben und Streben hat Washington Irving in dem auch als deutsche Jugendschrift bearbeiteten Buche Astoria (1836) beschrieben. Die größte Stiftung Astors für Nordamerika ist die Astor-Bibliothek zu New York; in seinem Geburtsort Walldorf hat Astor das Astor-Haus für die Erziehung armer Kinder und die Versorgung hilfsbedürftiger alter Leute gestiftet. — Als hervorragende Männer auf dem Gebiete der Technik seien hier noch genannt: Adolf Sutro, geboren 1830 zu Lachen, der Erbauer des Sutro-Tunnels in dem Bergengebiet von Nevada; Albert Fink, 1827 zu Lauterbach geboren, ein Hauptvertreter der Eisen-technik beim Brückenbau; Johann August Mößling, geboren 1806

zu Mühlhausen in Thüringen, der Erbauer der Hängebrücken über den Niagara und über den East River zwischen New York und Brooklyn.

34. S. 94. Die Harvard-Universität wurde im Jahre 1638 durch ein Vermächtnis des aus der Familie eines Fleischers zu London kommenden, 1637 nach Neu-England ausgewanderten Geistlichen John Harvard ins Leben gerufen. — August Hermann Franke (1663—1727), der Gründer des Halle'schen Waisenhauses, stand mit Amerika vor allem dadurch in Beziehung, daß er den lutherischen Gemeinden mit Rat und Tat zur Seite stand; aus seinem Waisenhause erging u. a. die Berufung des um die Festigung der lutherischen Kirche in Nordamerika hochverdienten Heinrich Melchior Mühlensberg (1742). — Über Goethes Beziehungen zu Nordamerika vgl. Woltereck, Goethe-Fragen in America. Goethe-Jahrbuch Bd. 33 (1912), S. 177 f.: „Selbst in der Harvard-Universität gab es im Jahre 1890 noch kein einziges deutsches Buch. Erst durch R. Everett, Tipton, Cogswell und Hedge, die in Deutschland studiert und von denen die drei ersten Goethe aufgesucht hatten, wurde das Studium des Deutschen in Cambridge-Boston mehr Mode, das dann im Jahre 1825 auf der Harvard-Universität auch als Lehrfach eingeführt ward. Carl Follen (1796—1844) hat dort zuerst Deutsch gelehrt, und unter seinem Einfluß wurde schon 1828 eine „Deutsche Gesellschaft“ gegründet, die aber nicht sehr viel länger als ein Jahr gelebt zu haben scheint. . . . Durch den oben erwähnten Cogswell, den späteren Harvard-Professor und Begründer der berühmten „Round Hill School“, die mit deutschen Methoden und deutschen Lehren gearbeitet wurde, dankte Goethe 36 Bände seiner Werke an Harvard, die man dort mit Stolz unter anderen Schätzen der Universitätsbibliothek zeigt. Sie tragen die Aufschrift: „Gift of the author J. W. v. Goethe of Germany“, und Goethe selbst hat folgende Widmung dazu geschrieben:

Weimar, den 11. August 1819.

Die beifolgenden dichterischen und wissenschaftlichen Werke schenke ich der Bibliothek der Universität Cambridge in Neu-England als Zeichen meiner tiefen Teilnahme für ihren hohen wissenschaftlichen Charakter und für den erfolgreichen Eifer, den sie in einer so langen Reihe von Jahren für die Förderung gründlicher und anmutiger Bildung bewiesen hat.

Mit der größten Hochachtung der Verfasser

J. W. Goethe.

Das erste Faust-Kolleg in Harvard las Longfellow im Jahre 1835 als Professor der neuen Sprachen.

Demokrit ist einer der bedeutendsten griechischen Philosophen der vorsookratischen Zeit. — S. 95. Der Name „Germanisches Museum“ ist in Anlehnung an den der berühmten, im Jahre 1853 auf Anregung des Freiherren Hans von Ruffsch gegründeten Nürnberger Institut gewählt worden. — Scharnhorsts Geburtstag fällt nach neueren Forschungen in Wirklichkeit auf den 12. November.

35. S. 96. Austin ist die nach ihrem Gründer, dem Obersten Austin (1823), benannte Hauptstadt von Texas. — Galveston ist die d. S. 11. 120.

bedeutendste Handelsstadt von Texas. — Grant (engl.) = Schenkungschein. — S. 99. Über den Sezessionskrieg s. Ann. 31.

36. Über das Deutschtum in Südamerika vgl. W. Siebers Südamerika und die deutschen Interessen, Stuttgart 1903; W. Winger Die Deutschen im tropischen Amerika, München 1900; A. Hettner Das Deutschtum in Südbrasilien und Südchile, Lpz. 1903; Unold. Das Deutschtum in Chile, München 1899; Siller, Einwanderung und Kolonisation in Argentinien, Berlin 1912; Hoppe, Aus den Tagebuch eines brasilianischen Urwaldpflarrers, Essen 1901; R. Jannasch (auch als Kartograph des Landes verdient), Land und Leute von Rio grande do Sul, Lpz. 1905; G. Schiller, Brasilien, ein Land der Zukunft, Stuttgart u. Lpz. 1912 und B. S. Wolbmann, Deutsch Siedelung in Südbrasilien, Gotha 1918.

Über die in die Jahre 1528 bis 1555 fallenden Kolonisationsversuche und Entdeckungsunternehmungen des Augsburger Handelshauses der Welfer vgl. R. Hübler, Die überseeischen Unternehmungen der Welfer und ihrer Gesellschafter, Lpz. 1903.

Blumenau wurde im Jahre 1850 durch Dr. Blumenau an Rudolstadt gegründet.

Schwerer Schaden hat der Entwicklung des Deutschtums in Südamerika das Reskript des Ministers von der Heydt getan, da in guter Absicht, aber ohne ausreichendes Verständnis für die Tragweite der Dinge im Jahre 1859 erlassen und — unter bedauerenswerter Verkümmung günstiger Kolonisationsgelegenheiten (z. B. im Jahre 1874, wo Italien mit Verständnis zugriff) — bis zum Jahre 1890 aufrecht erhalten wurde.

37. S. 103. Engelbert Kämpfer lebte von 1651 bis 1716. Seine „Geschichte Japans“ hatte er in deutscher Sprache geschrieben die englische Übersetzung erschien zu London im Jahre 1727, eine deutsche Ausgabe erst 1777 ff. Sein handschriftlicher Nachlaß ist in Britischen Museum zu London. — Philipp Franz von Siebold wurde 1796 zu Würzburg geboren und starb 1866 zu München. Er veröffentlichte im Jahre 1854 auch eine „Urkundliche Darstellung der Bestrebungen von Niederland und Rußland zur Eröffnung Japans für die Schifffahrt und den Seehandel“. — Shogun ist die japanische Bezeichnung für den die eigentliche Herrschermacht im Lande ausübenden Kronfeldherrn. — Die Eröffnung der japanischen Häfen für die Ausländer wurde im Jahre 1854 durch das Erscheinen eines englisch-französisch-holländisch-amerikanischen Geschwaders vor Simonschi und Jedo erzwungen. — S. 105. Max von Brandt ist einer der — nicht allzu zahlreichen — deutschen Auslandsdiplomaten, die auch als Schriftsteller mit wertvollen Werken hervorgetreten sind: Aus dem Lande des Ropfes. Plaudereien eines alten Chinesen (Lpz. 1894); Sittenbilder aus China. Mädchen und Frauen (Stuttgart 1895); Die Zukunft Ostasiens (Stuttgart 1895 u. v.). Ostasiatische Fragen. China. Japan. Korea. Altes und Neues (Berlin 1897); Dreiunddreißig Jahre in Ost-Asien. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten (Lpz. 1901). Anfangs Offizier, begann er seine staatsmännische Laufbahn als Attaché bei der ostasiatischen Mission des Grafen Frh zu Eulenburg (vgl. Ost-Asien 1860—186

n Briefen des Grafen Fr. zu Eulenburg, Berlin 1900) und war darauf von 1862 bis 1875 preussischer Konsul, später Ministerresident des Deutschen Reiches in Japan, von 1875—1893 aber kaiserlicher Gesandter in China.

38. Hervorragendes als Entdecker des australischen Festlandes hat vor allem der Deutsche Ludwig Reichardt geleistet, der, im Jahre 1813 geboren, 1841 Australien zuerst betrat und auf der letzten seiner kühnen und umfassenden Entdeckungsexpeditionen im Jahre 1848 verschollen ist; seine Briefe an seine Angehörigen haben Neumayer und Otto Reichardt im Jahre 1881 herausgegeben; vgl. auch die biographische Skizze von Fuchold (Lpz. 1856).

Als bester Kenner und Schilderer des Deutschtums in Australien in den letzten Jahrzehnten ist Emil Jung („Das Deutschtum in Australien und Ozeanien“, München 1902) zu nennen. Bezeichnende Einzeltätigkeiten aus dem Leben der Deutschen in Australien bietet die Schrift von F. L. Hirt „Die Verfolgung der Ausländer in den englischen Kolonien. 43 jährige Erfahrungen eines Deutschen in den Goldfeldern Australiens (Berlin-Friedrichshagen 1901). Von der Tätigkeit des Hamburger Großhandelshauses Godeffroy in Australien gibt ein anschauliches Bild u. a. das Buch von Charitas Bischoff über ihre Mutter Amalie Dietrich (Berlin, Grote).